

Für Verständnis und Würdigung Schillers als Dichters und Menschen, für die Kenntnis seines innersten Wesens gelten mit vollstem Recht Goethes Urteile als untrüglichste und zuverlässigste Zeugnisse von unschätzbarem, ja ausschlaggebender Bedeutung. Wenn der Dichter über den Dichter, der Freund über den Freund spricht, so folgen wir willigst, folgen wir blind seiner Führung.

In rechter Einschätzung der Goetheschen Urteile hat denn G. Portig in seinem groß angelegten Werke „Schiller in seinem Verhältnis zu Freundschaft und Liebe“¹⁾ zahlreiche Äußerungen Goethes, vorzugsweise Briefstellen, für eine gerechte Beurteilung Schillers verwertet. Doch ein „Strahl der Sonne“ fällt auch auf den Beurteiler zurück und so hat der verdiente Goetheforscher Th. Vogel, um einen sicheren Standpunkt für die Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden großen Dichter zu gewinnen, eine Reihe bedeutungsvoller Aussprüche Goethes einer allseitigen, nach jeder Richtung hin sorgsam abwägenden Erörterung unterzogen, daß die vortreffliche Arbeit geradezu als Muster für alle derartigen Untersuchungen gelten muß.²⁾ Ich mache den Versuch, die Goetheschen Äußerungen, die in erstaunlicher Zahl in Briefen, Gesprächen, Mitteilungen zur eigenen Lebensgeschichte, Dichtungen usw. vorliegen, zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, und wenn ich die Einkleidung in das Gewand einer zusammenhängenden Aussprache, einer Rede wähle, so dürfte das keinerlei Bedenken begegnen, zumal sich Änderungen im Wortlaut, Auslassungen oder Zusätze nur in geringstem Umfang und in ganz äußerlicher Weise nötig machen und dabei der Sinn durchweg unberührt bleibt. Erklärungen, Ergänzungen und Hinweise außerhalb des Rahmens der „Rede“ erübrigten sich ebenfalls. Schon die Aufreihung, die Anordnung nach

¹⁾ Hamburg und Leipzig, 1894. — ²⁾ Zu Goethes Urteilen über Schiller: Goethejahrbuch 1902, S. 99 ff. Vogels Abhandlung würdigt O. Lyon in seiner Zeitschrift f. d. d. U., Jg. 1902, S. 465 ff. (Goethes Verhältnis zu Schiller). Noch manche Äußerung verdient ähnliche gründliche Behandlung.

leicht erkenntlichen Gesichtspunkten, die Zusammenstellung von inhaltlich Gleichartigem lassen die Äußerungen sich gegenseitig beleuchten und setzen manches Einzelurteil in helleres Licht.

Gleich dem Weimarer Doppelstandbild der beiden Dichturfürsten stehen diese Goetheschen „Gedanken und Erinnerungen“ vor uns als ein Ehrendenkmal für beide Geistesheroen, als ein Denkmal der Freundschaft und einer „unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe“, als ein Denkmal freien Menschentums und erhabener Größe. Möge das Große, das wir hier schauen, uns über uns selbst hinausheben, was es ja nach des Meisters Wort tut, möge die Verehrung für die beiden Großen neue Stärkung erfahren und der Ruf „Mir nach!“ der uns entgegenklingt, willige Folge finden. In diesem Wunsche begrüßt die Schule, die eine Hauptaufgabe in der Bildung zu Menschen-
güte und Schaffenslust erblickt, freudig die Gelegenheit, im Schillerjahr, das angebrochen ist, ihre Teilnahme bei der Feier des Geistesgewaltigen zu bekunden und ein Scherflein zu seiner Verherrlichung beizutragen.

Stolz, ja stolz und großartig war an Schiller alles, der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, nur die Augen waren sanft.¹⁾ Der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieses Dichters gekämpft, war mit unverkennbaren Zügen seinem Gesicht eingegraben und daraus entstand in diesem die sonderbare Mischung von Schwermut, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung.²⁾ Kurz, auf ihn paßt ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakteristik eines Dritten sagt: „In seine Phantasiewelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen.“³⁾ Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verriet einen hohen männlichen Geist gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes: ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte, aber erkennen könnt ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte.⁴⁾

Das Außerordentliche, was ausgezeichnete Talente leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähigkeit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank.⁵⁾

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.⁶⁾

Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähigkeit, er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können.⁷⁾

Wie er atemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edeln Sinn erquickt
Und noch am Abend vor der letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.⁸⁾

¹⁾ Eckermann, Gespräche mit Goethe, den 18. 1. 1825. — ²⁾ Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten (Meyer bei Eckerm. 31. 3. 31.). — ³⁾ Der Prinz im „Geisterseher“ ist gemeint. — ⁴⁾ Biedermann, Goethes Gespräche, 1. Bd., S. 148 (Brief Falks an seinen Bruder vom 28. 12. 94). — ⁵⁾ Eckerm. 20. 12. 29. — ⁶⁾ Epilog zu Schillers Glocke. — ⁷⁾ Eckerm. 20. 12. 29. G. verwechselt die erste Begegnung 1788 mit seinem Besuch Schs. in Jena 1791. — ⁸⁾ Epilog zu Schs. Glocke. Sch. besuchte 10 Tage vor seinem Tode zum letzten Mal das Theater.

Als sein Vater starb¹⁾, und sein jüngster Knabe schien auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen, trug der gute Schiller alles mit gesetztem Gemüte, aber seine körperlichen Leiden regten sich nun um desto stärker und ich fürchtete sehr, daß diese Epoche ihn äußerst schwächen würde, um so mehr, da er wie immer nicht aus dem Hause zu bringen war, dadurch außer alle Konnexion kam und ihn wenig Menschen wieder besuchten.²⁾ Fast sollte ich glauben, daß der hohe Barometerstand Schillern ebenso sehr zuwider, als ihm der niedere günstig war, wie ich bemerken konnte, da ich während seines Krankseins in Jena war.³⁾

In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle. Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding und ein jeder hat es leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können? Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar teils in der Natur seines Geistes, größtenteils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen. Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren. Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Wiederkunft einen Gehalt von jährlich tausend Talern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent“, sagte er, „und muß mir selber helfen können.“ Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war, sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.⁴⁾ Er verließ beim schönsten Wetter seine Stube nie.⁵⁾ Er arbeitete mit unsäglichlicher Anstrengung. Als er sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft 8 Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Studierpult.⁶⁾

Ich wünschte ihm, als er den Schmidtschen Garten an der Leutra kaufte, eine Existenz an und in der freien Luft, wenn nur bei seiner Entwöhnung die Veränderung nicht gar zu lebhaft war⁷⁾, und er lebte in seinem neuen Garten recht heiter und tätig.⁸⁾

Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet' so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.⁹⁾

Seine durchwachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt.¹⁰⁾

¹⁾ Im Jahre 1796. — ²⁾ G. an C. G. Voigt den 30. 9. 96. — ³⁾ G. an Charlotte Sch. den 18. 4. 98. — ⁴⁾ Eckerm. 18. 1. 27. — ⁵⁾ G. an W. v. Humboldt d. 27. 5. 96. — ⁶⁾ Biederm. 1, 148 (Brief Falks an seinen Bruder vom 28. 12. 94). — ⁷⁾ G. an den Herzog Karl August. Anf. März 97. — ⁸⁾ G. an J. M. Meyer 16. 6. 97. — ⁹⁾ Epilog zu Schs. Glocke. — ¹⁰⁾ Schs. Totenfeier (W.-A. 16, S. 561).

In der Laube haben wir oft an dem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort mit einander gewechselt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich selber noch in den Vierzigen, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber.¹⁾ Oft war ich abends bei Schiller im Garten, wo wir viel Interessantes zusammen lasen und sprachen, nur wurde mir abends der Rückweg ein wenig sauer, denn ich hatte eine völlige Viertelstunde zu gehen.²⁾ Ich hatte dabei manchen Vorteil und Genuß durch Schillers Umgang.³⁾ Unsere Unterhaltungen waren sehr fruchtbar. Leider brachte mich seine Gartenbaukunst ganz zur Verzweiflung. Die neue Küche lag gerade so, daß der Nordwestwind, der gerade mitunter an den schönsten Abenden weht, den Rauch und besonders den Fettgeruch über den ganzen Garten verbreitete, sodaß man nirgends Rettung finden konnte.⁴⁾ In die Veränderung von Schillers Wohnung konnte ich mich nicht schicken, es war mir alles so unbequem und hinderlich.⁵⁾

Schiller und ich waren bei aller Gleichheit unserer Richtungen, die auf Eins gingen, Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht nur in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schiller wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich mich von einem heimlichen Übelbefinden überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, sodaß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wiederhergestellt fühlte. Indes war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.⁶⁾

Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig, aber in Augenblicken körperlicher Anstrengung suchte er seine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem.⁷⁾

Schiller war immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur, er war so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts genierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab, was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!⁸⁾

Und hinter ihm in weßenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.⁹⁾

Wir andern fühlen uns immer bedingt, die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß, der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysiert, kommen wir nicht dazu, was etwa

¹⁾ Eckerm. S. 10. 27. — ²⁾ G. an Christiane Vulpius d. 25. 5. 98. — ³⁾ G. an Christiane Vulpius d. 3. 10. 99. — ⁴⁾ G. an J. M. Meyer d. 8. 6. 98. — ⁵⁾ G. an Christiane Vulpius, Mai 97. — ⁶⁾ Eckerm. 7. 8. 27. — ⁷⁾ Eckerm. 18. 1. 27. — ⁸⁾ Eckerm. 11. 11. 28. — ⁹⁾ Epilog zu Schs. Glocke.

Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben.¹⁾ Schiller war ganz ein anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung, von dem, was mich gerade am meisten interessierte, zu sprechen.²⁾

Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeit,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.³⁾

Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen geht dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf, und weil dies bei Sünden und Gebrechen am auffallendsten ist, so kommt dergleichen gar manches vor. Schillern war eben diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Seine innere Beschäftigung ging dahin. Es sind noch Manuskriptblätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer, die eine Zeitlang in seiner Familie lebte. Diese hat einfach und treulich notiert, was er zu ihr sprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als sie ihm Tee machte und sonst, alles Unterhaltung im höheren Sinne, woran mich sein Glaube rührt: dergleichen könne von einem Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden. Und doch ist es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie im Evangelium: Es ging ein Säemann aus zu säen.⁴⁾

Er war ein wunderlicher, großer Mensch. Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeter. Jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben hat. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen. Wie ist sein Urteil darin treffend und beisammen und die Handschrift verrät durchaus keine Spur irgend einer Schwäche. Er war ein prächtiger Mensch und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen.⁵⁾

Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeugungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde.⁶⁾

Bei einem Feste nämlich am 5. März 1802 sollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeinde ganz neu dekorierten Stadthausaale Platz finden. Die Absicht war offenbar, Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Teilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegenzustellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegenzusetzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Mute bei der Sache⁷⁾, die Rolle, die man ihn spielen ließ, war immer verflänglich, unerträglich für einen Mann von seiner Art wie für jeden Wohldenkenenden, so als eine Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft dazustehen. Er

¹⁾ Eckerm. 11. 11. 28. — ²⁾ Biederm. 7, 231 (Goethes Unterhaltungen mit Kanzler Müller). — ³⁾ Epilog zu Schs. Glocke. — ⁴⁾ G. an Zelter d. 9. 11. 30. Vgl. Eckerm. 11. 9. 28. — ⁵⁾ Eckerm. 18. 1. 25. — ⁶⁾ Eckerm. 7. 10. 27. — ⁷⁾ Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 10. 3. 02.

hatte Lust, sich krank zu melden, doch war er, geselliger als ich, durch Frauen und Familienverhältnisse mehr in die Sozietät verflochten, fast genötigt, diesen bitteren Kelch auszuschlürfen. Wir setzten voraus, daß es vor sich gehen würde, und scherzten manchen Abend darüber, er hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte.

Soviel man vernehmen konnte, sollten manche Gestalten der Schillerschen Stücke vortreten, von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bildschnitzer und Vergolder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatten großes Aufsehen erregt und das Geheimnis voreilig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Chorführer selbst vorbehalten: eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochenem geheimnisvollem Gruße, nach geflossener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schillers Büste hervortreten. Wir belustigten uns an diesem nach und nach sich verbreitenden Geheimnis und sahen den Handel gelassen vorwärts gehen.

Nur hielt man uns für allzu gutmütig, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schillers einzige Originalbüste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Danneckers, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen, weil man noch nie eine Gipsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbündeten auf höchste, sie bemerkten nicht, daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen sei, und so glich nichts dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrim, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden und die Erklärung vernehmen mußten: er sei erst ganz neu eingerichtet und dekoriert, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes¹⁾ macht nicht einen so entsetzlichen Spektakel, als diese Störung, ja Vernichtung des löblichsten Vorsatzes zuerst in der oberen Sozietät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterschiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hindernisse dergestalt geschickt kombiniert hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Prinzips zu erkennen glaubte, so war ich es, auf den der heftigste Grimm sich richtete, ohne daß ich es jemand verargen mochte.²⁾

Ebenso war es Schiller zuwider, wenn sich ein Fremder bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden.³⁾ Als ich ihn einst besuchte, wurde angeklopft. Schiller sprang hastig auf, öffnete die Türe, und als ein junger, nicht unansehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den berühmten Schiller zu sprechen, sagte dieser hastig: „Ich bin Schiller, heute können Sie ihn nicht sprechen“, — schob den Fremden zur Türe hinaus und machte sie zu. Es ist oft lästig, sich durch so viele Besuche die Zeit rauben zu sehen.⁴⁾

Schiller war, unter uns, weit mehr ein Aristokrat als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, und er hat daher das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Mich beliebt man einmal nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Ich gönne Schillern das Glück von

¹⁾ Oper von Peter von Winter († 1825). — ²⁾ Tag- und Jahreshefte 1802. Vgl. über die Vereitelung des Festes auch Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt, S. 181—198, sowie Ludewig, Aus Goethes Leben. Wahrheit und keine Dichtung, S. 72—76. — ³⁾ Eckerm. 7. 10. 27. — ⁴⁾ Biederm. 4, 195 (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Gruner, 1853).

Herzen und tröste mich damit, daß es andern vor mir nicht besser gegangen.¹⁾ Er hatte mehr Lebenskluget und Lebensart als ich.²⁾

Die beiden Schlegel liebte er nicht, ja er haßte sie und ich weiß nicht, ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens soziale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Schiller war mit Recht auf sie erbost, wie er ihnen im Wege stand, konnt' er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Fördernis dessen, was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respektabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den Raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht.“³⁾

Es ist betäubend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch wie Schiller sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Spekulationen an ihn geschrieben hat. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte! Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren, woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin- und herzureden, sodaß er alle seine späteren Stücke Szene für Szene mit mir durchgesprochen hat.⁴⁾ Er war so wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie man an den Briefen über den „Wilhelm Meister“ sieht, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte immer zu tun, daß ich fest stand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte.⁵⁾ Er, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber der Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, er zog viele junge Leute auf seinem Wege mit fort, die aber nur eigentlich seine Sprache ihm nachlernen konnten.⁶⁾ Kant war Schillers Religion.⁷⁾ Mir pflegte er immer das Studium der Kantschen Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studierte ihn dagegen eifrig.⁸⁾ Der Begriff von klassischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht, ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei und meine „Iphigenie“, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so klassisch und im antiken Sinne sei als man vielleicht glauben möchte.⁹⁾ Sein Stil ist am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen sehe. Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinliches, unfäßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemensehen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten.¹⁰⁾

Schiller war ein geborener Poet.¹¹⁾ Freilich verlautet jetzt von dem guten Schiller, daß er kein Dichter sei, doch wir haben so unsere eigene Meinung darüber.¹²⁾ Ich nehme mir die Freiheit, ihn

¹⁾ Eckerm. 4. 1. 24. — ²⁾ Zur Morphologie. Glückliches Ereignis. — ³⁾ G. an Zelter 26. 10. 31. —

⁴⁾ Eckerm. 14. 11. 23. — ⁵⁾ Eckerm. 23. 3. 29. — ⁶⁾ Epoche der forcierten Talente, 1825 (H. 29, 265). — ⁷⁾ Biederm. 10, 205 (Schillers Sohn Ernst. Von K. Schmidt 1893). — ⁸⁾ Eckerm. 11. 4. 27. — ⁹⁾ Eckerm. 21. 3. 30. — ¹⁰⁾ Eckerm. 14. 4. 24. — ¹¹⁾ Eckerm. 23. 7. 27. — ¹²⁾ Biederm. 2, 208 (Archiv für Literaturgeschichte XV).

für einen Dichter, sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Auch den Wieland wollen sie nicht gelten lassen. Es fragt sich nur, wer dann gelten soll.¹⁾ Schiller war ein ganz anderer als die Schlegel und Tieck, er war der letzte Edelmann unter den deutschen Schriftstellern sans tache et sans reproche.²⁾ Doch unsere Zeit ist so schlecht, daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philosophie und Geschichte. Sein Wallenstein ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist, aber Sie werden finden, daß eben diese beiden gewaltigen Hilfen, die Geschichte und Philosophie, dem Werke an verschiedenen Teilen im Wege sind und seinen reinen poetischen Succé hindern.³⁾

Garve hielt Schiller nur darum für einen würdigen Dichter, weil er sich den Spaß gemacht hat, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen, was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ist. Garve⁴⁾, der doch auch zeitlebens gedacht haben wollte und für eine Art von Philosophen galt, hatte er denn nur die geringste Ahnung des Axioms, daß die Poesie doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch-pathologischen Zustandes der Menschen gegründet ist, und wer gestand denn das wohl unter unseren fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben, vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschauern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere poetisch Sittliche z. B. im „Polykrates“ und „Ibykus“ hätten und davon entzückt würden.⁵⁾

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.⁶⁾

Schiller war ein außerordentlicher, ein bewunderungswürdiger Geist,⁷⁾ bei ihm spricht immer ein grandioser Geist und Charakter.⁸⁾ Wie sein Körper war sein Talent.⁹⁾ Er konnte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam, als das Beste des Neuern. Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird. Mit reicher Bildung, Geist, treffendem Witz und sehr vieler künstlerischer Vollendung, damit ist es, besonders bei uns Deutschen, nicht getan. Überhaupt, der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents. Napoleon sagte von Corneille: „S'il vivait, je le ferais Prince“ — und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von diesem sagte er es nicht. Deshalb steht auch der Lafontaine bei den Franzosen in so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienstes wegen, sondern wegen der Großheit seines Charakters, der aus seinen Schriften hervorgeht.¹⁰⁾ Calderon wäre Schillern gefährlich gewesen, er wäre an ihm irre geworden und es ist daher ein Glück, daß Calderon erst nach seinem Tode in Deutschland in allgemeine Aufnahme gekommen ist: Calderon ist unendlich groß im Technischen und Theatralischen, Schiller dagegen weit tüchtiger, ernster und größer im Wollen und es wäre daher schade gewesen, von solchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinsicht zu erreichen.¹¹⁾

¹⁾ Biederm. 2, 202 (Deutsche Revue, Okt. 1856). — ²⁾ Biederm. 3, 191 (Sulpiz Boisserée. 1. Aus Bz. Tagebuch). — ³⁾ Eckerm. 23. 7. 27. — ⁴⁾ Zur Sache vgl. Jacoby, Archiv für Literaturgeschichte VII, 1878, S. 135, 143—145: Garve hatte an Sch. Briefe über die Xenien und wohl auch über „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ geschrieben. — ⁵⁾ G. an Schiller d. 25. 11. 97. — ⁶⁾ Epilog zu Schillers Glocke. — ⁷⁾ Über das deutsche Theater, 1815 (W.-A. 40, 66) u. Eckerm. 18. 1. 27. — ⁸⁾ Eckerm. 17. 1. 27. — ⁹⁾ Eckerm. 18. 1. 25. — ¹⁰⁾ Eckerm. 30. 3. 24. — ¹¹⁾ Eckerm. 15. 5. 25.

Schiller griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und sah ihn so an und so und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim „Tell“ für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße. Er wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten.¹⁾

Er glaubte, nie die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben, denn seine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinaufarbeitete und alle seine Geistesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überspannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch ebenso schwer, die Psychologie aus seinen Stücken als aus seinem Gesichte herauszufinden. Der „Don Carlos“ läßt sich besser lesen, als aufführen, und die darin verwebte Psychologie der Charaktere ist auch selbst bei der Lektüre und der angespanntesten Aufmerksamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anstrengung, mit der Schiller arbeitete, ist auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst in den Briefen über den „Don Carlos“ im „Deutschen Merkur“ sieht man die Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet.²⁾ Im Streichen war Schiller besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines Musenalmanachs ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduzieren und zwar hatte das Produkt durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig.³⁾

Das Naturbetrachten lag in Schiller nicht, während ich selber die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Dichter etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. Was in Schillers „Tell“ von Schweizer Lokalität ist, habe ich ihm alles erzählt, aber er war ein so bewunderungswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte. Seine eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiste, doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geist würde gesagt haben.⁴⁾ Italien würde Schiller nicht zugesagt, ihn eher erdrückt, als gehoben haben. Seine Individualität war durchaus nicht nach außen, nicht realistisch. Hat er doch nicht einmal die Schweiz besucht.⁵⁾

Bürgern freilich hielt er den idealgeschliffenen Spiegel schroff entgegen und in diesem Sinne kann man sich Bürgers annehmen, indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden, da er etwas anderes wollte, was er auch erreicht hat.⁶⁾ Bei seinem höchst beweglichen und zarten Idealismus stand er von dem Dogmatiker Hofrat Hirt am weitesten ab, wenn wir dessen Verstandesdeduktionen nicht als das Ultimatum bei Hervorbringung und Beurteilung der Kunstwerke wollten gelten lassen.⁷⁾ Er brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne. Durch alle seine Werke geht die Idee der Freiheit.⁸⁾

¹⁾ Eckerm. 18. 1. 23. — ²⁾ Biederm. 1, 148 (Brief Falks an seinen Bruder vom 28. 12. 94). — ³⁾ Eckerm. 5. 4. 30. Vgl. Gs. Unterhaltungen mit Soret, hsg. von Burkhardt, 1905, S. 113. — ⁴⁾ Eckerm. 18. 1. 27. — ⁵⁾ Biederm. 6, 192 (Unterhaltungen mit Kanzler Müller). — ⁶⁾ G. an Zelter d. 6. 11. 30. — ⁷⁾ G. an J. H. Meyer, d. 14. 7. 97. — ⁸⁾ Eckerm. 18. 1. 27.

Sein Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter. Doch war es wunderlich, daß ihm noch von den „Räubern“ her ein gewisser Sinn für das Grausame anlebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im „Egmont“ in der Gefängniszene, wo diesem das Urteil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effekte zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestierte jedoch und die Figur blieb weg.¹⁾ In Schillersche Stücke hätt' es wohl gepaßt, wie es arrangiert war, allein das war mein Genre nicht.²⁾ Ja, und stellen Sie sich vor, just die Erscheinung Klärchens im „Egmont“ wollte man mir früher abdisputieren, wenigstens für die theatralische Darstellung. Und sogar mein lieber Schiller war mit dabei und ließ als damaliger Lenker der hiesigen Schauspiele die Erscheinung bei der Aufführung auch wirklich fort. Dafür ließ er den Alba während der Publikation des Urteils verlarvt zugehen sein. Egmont aber riß ihm die Larve ab, sagte ihm viele harte Dinge und dann erst ging es zu Tode.³⁾ Ich mochte das Stück nicht ohne die Erscheinung sehen.⁴⁾ Zufällig war ich damals just in Ilmenau, aber mit angesehen hätte ich es auf keine Weise.⁵⁾ Ich möchte das Stück nicht ohne die Erscheinung sehen, die zuletzt dem Stück erst eine höhere Bedeutung gibt, indem sie das Verdienst Egmonts um die ganze Nation der Niederländer in seinen Folgen ausspricht.⁶⁾ Man wird in unsern Briefen die Bemerkung machen, daß Schiller mit mir in gewissen Dingen nicht einig ist, wie z. B. wegen der inneren und äußeren Furien. Ich hatte nach dem Erscheinen der Korrespondenz das Vergnügen zu sehen, daß aber viele für mich votierten, da ich ihm niemals widersprach, sondern ihn, wie in allen Dingen, also auch bei meinen eigenen Sachen gewähren ließ.⁷⁾

Schillers Ausbildung liegt in der chronologischen Folge seiner Stücke klar vor.⁸⁾

Er war in Stuttgart geboren, in der Militärakademie erzogen, schrieb dort die „Räuber“, entsprang, wurde in Mannheim gut aufgenommen, von Württemberg requiriert, suchte Asyl im Thüringer Walde auf einem Landgute, wie Luther auf der Wartburg, kam nach Dresden, Jena, dann nach Weimar.⁹⁾

Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen,
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.

Ihm schollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

¹⁾ Eckerm. 18. 1. 25. — ²⁾ Biederm. 2, 125 (Erinnerungen eines Weimarischen Veterans von H. Schmidt, 1856). —

³⁾ Biederm. 3, 112 (Goethe und einer seiner Bewunderer von de la Motte Fouqué). Vgl. Eckerm. 18. 1. 25. —

⁴⁾ Biederm. 2, 130 (Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst, 1840). — ⁵⁾ Biederm. 3, 112 (Goethe und einer seiner Bewunderer). — ⁶⁾ Biederm. 2, 130 (Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst, 1840). —

⁷⁾ G. an Zelter d. 11. 4. 25. — ⁸⁾ Biederm. 3, 129 (Goethes Unterhaltungen mit Kanzler Müller). — ⁹⁾ Biederm. 4, 193 (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Grüner, 1853).

Nun glühte seine Wange rot und röter
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Mut, der früher oder später
 Den stillen Widerstand der dumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
 Dies bretteerne Gerüste nicht verschmäht.
 Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
 Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
 Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
 Den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht.
 Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
 Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritten
 Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
 Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
 Das dunkle Buch, mit heiterm Blicke las.¹⁾

Schiller mußte nach seinem „Don Carlos“ ganz umwenden, denn auf dem Wege wäre es nicht fortgegangen, obwohl noch jetzt die Leute so gern seine „Räuber“ sehen, weil viele davon noch auf dieser verrückten, tollen Stufe stehen. So baten mich, als ich in Lauchstädt Theaterdirektor war, die Studenten um die „Räuber“, ich wollt' es nicht, wegen möglichen Skandals, indes da sie ihr Wort gaben, ruhig zu sein, so sagte ich: ihr seid hübsche Leute, charmante Menschen, wenn ihr also recht still sein wollt, will ich's geben. Da war es denn sehr voll, das Publikum mäuschenstill. „Ein freies Leben“ wurde sogar mit Feierlichkeit gesungen, und da sie nun so artig gewesen waren und auch Geld eingebracht hatten, wurden sie am folgenden Tag gelobt.

Er hatte ein furchtbares Fortschreiten: wenn man ihn nach acht Tagen wiedersah, so fand man ihn anders und staunte und wußte nicht, wo man ihn anfassen könnte. So ging's immer vorwärts bis sechsundvierzig Jahre, da war es denn weit genug. Er hätte zwei Trauerspiele jährlich liefern können, aber mehr nicht, nur noch außerdem Übersetzungen, Musenalmanach und dergleichen. Denn 100 Carolin, das klingt gut und er brauchte es für sich und seine Frau, denn er hatte deswegen vom Herzog ein mäßiges Gehalt verlangt, aber ausgemacht, es müßte verdoppelt werden, sobald er untüchtig zum Arbeiten wäre. Das gab ihm denn der Herzog gerne, weil er überhaupt eine Art Geiz auf große Männer hatte und darin in Weimar mehr tat als ein König.²⁾

Die heutigen Dramatiker müssen die Schillerschen Trauerspiele ganz anders sehen und hören wie unsereins, sonst könnten sie unmöglich selbst so verwirrtes, absurdes Zeug schreiben.³⁾ Wenn man sagt, Schiller langweile oft, sage ich: „Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn.“⁴⁾

Wie man unserem Dichter durchaus die Lieblichkeit absprechen könne, will mir nicht zu Sinne. Sollte nicht z. B. im „Wallenstein“ sich das Verhältnis zwischen Max und Thekla, und was daher entspringt, in hoher, wünschenswerter Anmut darstellen?⁵⁾

¹⁾ Epilog zu Schs. Glocke. — ²⁾ Biederm. 10, 186 (Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy von K. M.-B., 1871). — ³⁾ Biederm. 4, 218 (Goethes Unterhaltungen mit Kanzler Maller). — ⁴⁾ Biederm. 10, 205 (Erinnerungen der Baronin von Gustedt). — ⁵⁾ G. an Eichstädt d. 15. 9. 04.

Schillern dankt das deutsche Theater unendlich viel und seine bedeutenden Verdienste werden noch dadurch erhöht, daß er von Jugend auf eine Kunst gefördert, zu der er geboren war.¹⁾

Es war keine Frage, daß er unendlich gewinnen müßte, wenn er eine Zeitlang in der Nähe eines Theaters sein könnte²⁾, und als er durch die Gnade des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen und der Eingezogenheit zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte, da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter, sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Tätigkeit führten ihn ins Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn notwendig irre führen mußten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit „Wallenstein“ beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genötigt sah, das Stück in drei Teile zu teilen, wie es darauf erschien, und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten, da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das Lager und die Piccolomini nicht überall und seltener gegeben wurden.

„Don Carlos“ war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Pläne unbegrenzt zu Werke ging, bei einer späteren Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck durch Überzeugung den Mut besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraum vorübergehen. Alles andere gab er auf und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.

„Die Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Fiesco“, Produktionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Über alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heiteren Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rat. Hätte diese Beratungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik besitzen. Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schillers über den projektierten und angefangenen „Demetrius“ entgegenkommen, welches schöne Dokument prüfenden Erschaffens uns im Gefolg seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange in so reifen Jahren einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein tätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken getan, wohl auch an fremden tun könne, und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick vorarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden, der ein-

¹⁾ Zu Schillers und Ifflands Andenken (W.-A. 40, 119). — ²⁾ G. an Schiller d. 10. 8. 99.

nehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die teils der Bühne überhaupt, teils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereinkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen altertümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das deutsche Theater auf echt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst „Hermanns Schlacht“ von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urteil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältnis, er liebte sie eigentlich nicht, ja „Emilia Galotti“ war ihm zuwider, doch wurde diese Tragödie sowohl als „Minna von Barnhelm“ in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu „Nathan dem Weisen“ und nach seiner Redaktion, wobei er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lang erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch, um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zur Abkürzung Egmonts, wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird.

Daß auch Schiller bei seiner Redaktion grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung der Szenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publikum ungern und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Konsequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach anderen Rücksichten verfahren und vorzüglich Verfasser und Redakteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu „Stella“, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Teilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stück zuviel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg.¹⁾

Er hatte auch den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dies setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unseren kleinen Verhältnissen nicht zu realisieren.²⁾

Schiller verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke

¹⁾ Über das deutsche Theater. Ein Vortrag Schillers, und was daraus erfolgt (W.-A. 40, 86 fg.) —

²⁾ Eckerm 22. 3. 24.

pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen war, und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu tun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publikum bereits im hohen Grade gebildet vor und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zugute kam.¹⁾

Zu unserm größten Vorteil gereichte, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publikum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten, ja wir durften manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höheren Sinne auszubilden. Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hilfe, er stand im Begriff, sich zu beschränken, dem Rohen, Übertriebenen, Gigantischen zu entsagen: schon gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.²⁾

Als ich mit ihm dem Theater vorstand, hatten wir den Vorteil, daß wir den Sommer über in Lauchstädt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publikum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommervorstellungen wiederholen. Dazu hatte das Weimarerische Publikum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Tun und Lassen eine höhere Absicht zu Grunde liege.³⁾

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Über alles Erwarten glückten die Vorstellungen von „Jon“⁴⁾, „Turandot“, „Iphigenia“, „Alarkos“⁵⁾, sie wurden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben.⁶⁾ Durch diese Vorstellungen bewiesen wir, daß es Ernst sei, alles, was der Aufmerksamkeit würdig wäre, einem freien reinen Urteil aufzustellen.

Wir hatten aber diesmal mit verdrängendem, ausschließendem Parteigeist zu kämpfen.

Der große Zwiespalt, der sich in der deutschen Literatur hervortat, wirkte, besonders wegen der Nähe von Jena, auf unsern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schiller auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neueren strebenden Philosophie und einer daraus herzuleitenden Ästhetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die nebenher im besonderen ein mutwilliges und freches Spiel trieben. Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefsten beleidigt, deshalb trat schon am Vorstellungsabend „Jons“, dessen Verfasser kein Geheimnis geblieben war, ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor. In den Zwischenakten flüsterte man von allerhand Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß bot.

Wir wollten ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indes der andern Partei gerade daran gelegen war, sie zum Tummelplatz ihres Mißwillens zu entwürdigen. Deshalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den „Kleinstädtern“⁷⁾ alles ausstrich, was gegen die Personen gerichtet war, die mit mir in der Hauptsache übereinstimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämtlichen Produktionen lobenswert finden konnte. Man regte sich auf der Gegenseite gewaltig auf und behauptete, daß, wenn der Autor gegenwärtig sei, man mit ihm Rat zu pflegen habe. Es sei mit Schillern geschehen und ein anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten: Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie jedes wahre, reine Verhältnis mißachtend ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen wissen.⁸⁾

Als wir den Wallensteinischen Zyklus auf die Bühne brachten, hatten wir manche Mühe und manchen Genuß. Doch nahm das eigentliche Unangenehme und Unbequeme der

¹⁾ Eckerm. 22. 3. 25. — ²⁾ Tag- und Jahreshefte 1797. — ³⁾ Eckerm. 26. 7. 26. — ⁴⁾ Von W. Schlegel. —

⁵⁾ Von Fr. Schlegel. — ⁶⁾ D. 4. u. 30. 1., d. 15. u. 29. 5. 1802. — ⁷⁾ Von Kotzebue. — ⁸⁾ Tag- und Jahreshefte 1802.

Vorbereitung Schiller selbst mir ab. Er hielt sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bei dieser Tätigkeit sehr wacker und gewann durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel.

Die Proben von „Tell“ wurden gemeinschaftlich vielfach und mit Sorgfalt behandelt, auch suchten wir in Kostüm und Dekoration nur mäßig, wiewohl schicklich und charakteristisch zu verfahren, wobei wie immer mit unseren ökonomischen Kräften die Überzeugung zusammentraf, daß man mit allem Äußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geistige so hoch als möglich steigen müsse. Überwiegt jenes, so erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugtuende Stoff alles das eigentlich höher Geformte, dessentwegen das Schauspiel eigentlich nur zulässig ist.¹⁾

Schiller hatte besonders den Tick, bei Musik sprechen zu lassen, z. B. die Jungfrau von Orleans. Das war mir immer zuwider. Musik ist die reine Unvernunft und die Sprache hat es nur mit der Vernunft zu tun.²⁾ —

In dem Drange des Widerstreits — denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämtlich für sich zu fordern — übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller³⁾, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete.⁴⁾ Von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit. Zum Behuf seiner „Horen“ mußte ihm sehr angelegen sein, was ich im stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, sämtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen, für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Die beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.⁵⁾

Welch' angenehme Aussicht bot sich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältnis kam und hoffen konnte, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören drohte.⁶⁾ Seit der neuen Epoche war auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner, worüber ich mich freute und in seinem Umgange manches Gute hoffte.⁷⁾ Der Mensch kann nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken. Wenn ich und Schiller das geworden sind, als was uns die Welt anerkennt, verdanken wir es größtenteils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung.⁸⁾ Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um zu leben. Er lernt sich allmählich kennen, auch die Zustände der Außenwelt, er fügt sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich zuletzt Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommend sich andern mitteilt, von andern empfängt und, je nachdem er Widerspruch oder Einstimmung erfährt, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber, daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß die notwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Dekurs der Zeit niemand den andern übersieht. Ich besaß die entwickelnde, entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende, ordnende, mit den Erscheinungen neben einander weiß ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen. Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte, deshalb denn zu der Differenz unsrer Individualitäten die Gärung sich

¹⁾ Tag- und Jahreshefte 1804. — ²⁾ Biederm. 2, 229 (Deutsche Revue Okt. 1886). — ³⁾ Tag- und Jahreshefte 1794. —

⁴⁾ Biographische Einzelheiten. Erste Bekanntschaft mit Schiller. 1794. — ⁵⁾ Tag- und Jahreshefte 1794 und Biographische Einzelheiten 1794. — ⁶⁾ G. an Friedrich von Stein d. 28. 8. 94. — ⁷⁾ G. an Charlotte von Kalb d. 28. 6. 94. —

⁸⁾ Biederm. V, 316 (Grillparzers Selbstbiographie, Werke, 10. Bd.).

gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte, weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen.¹⁾

Ich bedaure nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas wie den „Dreißigjährigen Krieg“ schreiben konnte, einige Zeit im Missverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte.²⁾

Dieses glückliche Ereignis, die gründliche Freundschaft, die sich zwischen mir und Schiller betätigte³⁾, hatte ich meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.⁴⁾ Am Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses, wie ich zu meinen physischen und besonders chromatischen Untersuchungen gelangt bin, wurde ich durch den Vorwurf angehalten, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unsrer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken Abbruch zu tun. Nun aber ist es mir vergönnt, das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, auszusprechen:⁵⁾

Genoß ich die schönsten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit, als ich der Metamorphose der Pflanzen nachforschte, als mir die Stufenfolge derselben klar geworden, begeisterte mir diese Vorstellung den Aufenthalt von Neapel und Sizilien, gewann ich diese Art, das Pflanzenreich zu betrachten, immer mehr und mehr lieb, übte ich mich unausgesetzt daran auf Wegen und Stegen: so mußten mir diese vergnüglichen Bemühungen dadurch unschätzbar werden, indem sie Anlaß gaben zu einem der höchsten Verhältnisse, die mir das Glück in spätern Jahren bereitete. Die nähere Verbindung mit Schiller bin ich diesen erfreulichen Erscheinungen schuldig.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten: ich nenne nur Heines „Ardinghello“ und Schillers „Räuber“. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet, denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter, daher denn so viel Treffliches und Albernese sich über die Welt verbreitet und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte: alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, sowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet, ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung

¹⁾ Biographische Einzelheiten: Ferneres in bezug auf mein Verhältnis zu Schiller. — ²⁾ Biederm. IV, 195 (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Grüner, 1853). — ³⁾ Brief Gs. an Carl von Schiller (Goethejahrbuch I, S. 276). — ⁴⁾ Biographische Einzelheiten 1794. — ⁵⁾ Zur Farbenlehre. Histor. Teil II (W.-A. II, 4, 284 u. 309).

der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre, denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen, ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des „Don Carlos“ war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort.

Sein Aufsatz über „Anmut und Würde“ war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen, sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie selbständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten, gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte, dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden, denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klappte nur desto entschiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Tätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei. Einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Teil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein. Da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft, als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee“. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus „Anmut und Würde“ fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe“.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der „Horen“, die er herauszugeben in Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht, keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne“. Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten, ich nahm teil an seinen Absichten und versprach zu den „Horen“ manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.¹⁾

Daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war für mich von großer Bedeutung. Es sind mir daraus unnennbare Vorteile entstanden.¹⁾ Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate. So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob, wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden anfang, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.²⁾ Ja, für uns beide, glaub' ich, war es ein Vorteil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.³⁾

Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen verschaffte uns ebenso manchen Vorteil und ich hoffte, dieses Verhältnis würde immer gleich fortwirken. Wenn ich ihm zum Repräsentanten mancher Objekte diene, so hat er mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Er hat mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, er hat mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.⁴⁾

Wir hatten so gewiß alle Ursache, uns unseres Verhältnisses zu freuen, da wir uns nach einer so langen Entfernung nur näher fühlten und die Opposition unserer Naturen eine Wechselwirkung desto wünschenswerter machte, von der wir auch für die Zukunft das Beste hoffen konnten.⁵⁾ Wenn auch sein Charakter und Wesen dem meinigen voll entgegenstanden, so hatte doch unser wechselseitiger Einfluß dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren, jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit solange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Tun vereinigen konnten.⁶⁾ Unsere Zustände waren so innig verwebt, daß ich das, was ihm begegnete, an mir selbst fühlte.⁷⁾ Wir verarbeiteten unsere Interessen und Vorstellungsarten gegen einander.⁸⁾ Reiner Genuß und wahrer Genuß kann nur wechselseitig sein und ich freute mich, ihm sagen zu können, was mir seine Unterhaltung gewährte, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechnete und wie zufrieden ich war, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun schien, als wenn wir, nach einem so

¹⁾ Zur Morphologie. Glückliches Ereignis. 1817. Vgl. Biographische Einzelheiten 1794. — ²⁾ Eckerm. 12. 5. 25. — ³⁾ Eckerm. 24. 3. 29. — ⁴⁾ G. an Schiller d. 25. 9. 97. — ⁵⁾ G. an Schiller d. 7. 4. 98. — ⁶⁾ Biographische Einzelheiten 1805. Jacobi. — ⁷⁾ G. an Schiller d. 26. 10. 99. — ⁸⁾ G. an C. G. Voigt d. 20. 8. 96.

unvermuteten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich hatte den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was er geschrieben und getan hat, immer zu schätzen gewußt und ich durfte nunmehr Anspruch machen, durch ihn selbst mit dem Gange seines Geistes, besonders in den letzten Jahren bekannt zu werden. Hatten wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt waren, so konnten wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten. Alles, was an und in mir war, wollte ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühlte, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer übersteige, so mochte ich manches bei ihm deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vorteil seiner Teilnehmung für mich sein würde, mußte er selbst bald sehen, wenn er, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdeckte, über die ich nicht klar werden konnte, wenn ich mir ihrer gleich deutlich bewußt war.¹⁾ Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unsrer Natur, von denen wir uns doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch sind.²⁾ So wollten wir getrost und unverrückt fortleben und wirken und nur in unserm Sein und Wollen ein Ganzes denken, um unser Stückwerk nur einigermaßen vollständig zu machen³⁾, wollten fortleben mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir liebten und trieben. Wenn die Gleichgesinnten nicht anfassend, was soll aus der Gesellschaft und aus der Geselligkeit werden! Ich freute mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren würden.⁴⁾

Mein Verhältnis mit Schiller war einzig, weil wir das herrlichste Bindemittel in unseren gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besonderen Freundschaft weiter bedurfte. Was wäre nicht alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit ihm befand.

Mein Verhältnis zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Tätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten. Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam und woran ich durch eine Stelle seines Briefes wieder erinnert werde, machte ich folgende Betrachtungen: Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere uns als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt, die letztere ist eigentlich die Natur der Poesie, sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.⁵⁾

Ein Glück für mich war es⁶⁾, daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf Eins, welches denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.⁷⁾

Ich war überzeugt, wenn wir fortführen, verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen, und indem wir die größeren sachte fortleiteten, uns durch kleinere immer aufmunterten und unterhielten, so konnte noch manches zustande kommen.⁸⁾

Wenn man in und für die Zeit schreibt, ist es gar zu unangenehm zu finden, daß man nichts auf sie wirkt. Ja, wenn man Schillers und meinen Briefwechsel liest, da findet man wohl, daß diese Kerls es sich ganz anders sauer werden, ganz höllisch ernst sein ließen. Und man wundert sich, daß sie sich so viele Mühe geben mochten, die albernen Burschen dachten nach, suchten sich alles klar zu machen, Theorien von dem, was sie geschaffen hatten, zu ergrübeln — hätten es sich leichter machen können und lieber was Frisches schaffen.⁹⁾

¹⁾ G. an Schiller d. 26. 10. 94. — ²⁾ G. an Schiller d. 27. 8. 94. — ³⁾ G. an Schiller d. 26. 10. 94. —

⁴⁾ G. an Schiller d. 3. 1. 95. — ⁵⁾ Aus Kunst und Altertum V, 2 (W.-A. 42, 2, 146). — ⁶⁾ Nach dem Weggang J. H. Vossens von Jena im Jahre 1798. — ⁷⁾ Eckerm. 7. 8. 27. — ⁸⁾ G. an Schiller den 19. 7. 97. — ⁹⁾ Biederm. 7, 97 (Unterhaltungen mit Kanzler Müller).

Schiller war herrlich, insofern von Erfindung und Durcharbeitung des Plans, von Aussichten nach allen Richtungen die Rede war, aber Beistand zu einem bestimmten Zwecke mußte man von ihm nicht erwarten.¹⁾ Ich hatte seine Prinzipien und Deduktionen desto lieber, da sie mir unser Verhältnis sicherten und mir eine wachsende Übereinstimmung versprachen, denn leider sind es öfter die Meinungen über die Dinge als die Dinge selbst, wodurch die Menschen getrennt werden, wovon wir in Weimar die betrübtesten Dinge täglich erfuhren.²⁾

Ich hatte an Schiller und Meyer zwei Freunde gefunden, mit denen mich ein ähnliches, ja ich kann wohl sagen, ein gleiches Interesse verband. Mit beiden war ich am engsten verbunden.³⁾ Jeder von uns mochte gern in seinem Fache fortschreiten und bei der Verwandtschaft der Fächer war der Fortschritt des einen auch Gewinn für den andern.⁴⁾ Was mir und Meyer an Objekt abgehen mochte, gewannen wir reichlich durch Schillers Mitarbeit. Wir drei hatten uns so zusammen und ineinander gesprochen, daß bei den verschiedensten Richtungen unserer Naturen keine Diskrepanz mehr möglich war, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit nur um desto mannigfaltiger werden konnte. Wir hatten angefangen, Pläne und Entwürfe zusammen zu machen, welches den großen Vorteil gewährte, daß nicht etwa, bei einem vollendeten Werk, Erinnerungen vorkamen, die man entweder nur mit beschwerlichen Abänderungen nutzen konnte oder die man wohl gar wider seinen Willen ungenutzt liegen lassen mußte.⁵⁾

Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte.⁶⁾ Die Deutschen können aber die Philisterei nicht los werden. Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind.⁷⁾ Überhaupt streitet sich nun das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.⁸⁾

Schiller brachte durch seinen Anteil viel Leben in meine oft stockenden Ideen.⁹⁾ Durch die große Natürlichkeit seines Genies ergriff er nicht nur die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern, wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Weg zögerte, nötigte mich seine reflektierende Kraft, vorwärts zu eilen, und wies mich gleichsam an das Ziel, wohin ich eilte.¹⁰⁾

Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr, durch Deine Macht
Lass' es ein Brötchen sein.

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück:
Ideen gibst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.¹¹⁾

Ich war immer gewohnt, daß er mir meine Träume erzählte und auslegte.¹²⁾

¹⁾ G. an J. H. Meyer den 10. 5. 99. — ²⁾ G. an Schiller den 15. 12. 95. — ³⁾ Goethes Werke, W.-A. IV, 15, S. 307. — ⁴⁾ G. an Carl Wigand Maximilian Jacobi den 16. 8. 99. — ⁵⁾ G. an W. v. Humboldt den 26. 5. 99. Vgl. noch G. an Schiller d. 17. 5. 97 u. d. 26. 12. 96. — ⁶⁾ Eckerm. 16. 12. 28. — ⁷⁾ Eckerm. 16. 12. 28. — ⁸⁾ Eckerm. 12. 5. 25. — ⁹⁾ G. an J. H. Meyer den 22. 9. 94. — ¹⁰⁾ Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. Vgl. d. Brief Gs. an Schiller den 13. 7. 97. — ¹¹⁾ An Schiller. Mit einer kleinen mineralogischen Sammlung. Jena, den 13. Juni 1797. — ¹²⁾ G. an Schiller den 26. 4. 97.

Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugnis. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste getan¹⁾, z. B. meinem „Tasso“ des Herzensblutes vielleicht mehr, als billig ist, transfundiert und doch meldete mir dieser wackere Verleger, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe. Mit „Wilhelm Meister“ ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Komödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose, hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schillern, die Teilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuskript zu den „Horen“ und „Musenalmanachen“ gefehlt, ich hätte die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“ nicht geschrieben, den „Cellini“ nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen „Balladen“ und „Lieder“, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die „Elegien“ wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die „Xenien“ hätten nicht gesummt und im allgemeinen wie im besonderen wäre gar manches anders geblieben. Wäre damals der Trieb und Drang nicht gewesen, den Augenblick aufs Papier zu bringen, so sähe in der deutschen Literatur alles anders aus. Schillers Geist mußte sich manifestieren.²⁾

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und besonders nicht, daß er allein arbeite, vielmehr bedarf er der Teilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die „Achilleis“ und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben.³⁾ Ich verdanke sie ihm größtenteils, weil er immer etwas Neues für seine „Horen“ brauchte.⁴⁾ Was habe ich mit Schiller an den „Horen“ und „Musenalmanachen“ nicht für Zeit verschwendet. Bei Durchsicht unserer Briefe ist mir alles recht lebendig geworden und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute tun sieht, allein es ist nicht so und es wird seine faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unsere Haare auf eine Nacht gewickelt sind? Wir haben Papier in den Haaren, das ist alles und am anderen Abend sind sie doch wieder schlicht.⁵⁾

In den neunziger Jahren war die eigentliche Zeit meines Theaterinteresses schon vorüber und ich schrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller weckte das schon erloschene Interesse und ihm und seinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Anteil.⁶⁾

Ich war ihm Dank schuldig für seine ersten Worte über den wieder auflebenden „Faust“.⁷⁾ Wir mochten wohl in der Ansicht dieses Werkes nicht variieren, doch gibt's gleich einen ganz andern Mut zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht, und seine Teilnahme war in mehr als einem Sinne fruchtbar.⁸⁾

Mit dem „Faust“ ging es mir wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat. So lange Schiller daran rüttelte, schien es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich war, setzte es sich nach und nach zu Boden.⁹⁾ Bei dem unablässigen Tun und Treiben, was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust, das Theater kräftig zu beleben, ward ich denn angeregt, den „Faust“ wieder hervorzunehmen.¹⁰⁾ Ja, konnte mich etwas dazu vermögen, den Faust wieder vorzunehmen, so war es gewiß seine Teilnahme.¹¹⁾ Ich bat ihn dann, daß

¹⁾ Bd. 5–8 der 1. Ausgabe der Werke (1787–90). — ²⁾ G. an Schultz d. 10. 1. 29. Vgl. Gs. Unterhaltungen mit Soret, hsg. v. Burkhardt, 1905, S. 96. — ³⁾ Eckerm. 7. 3. 30. — ⁴⁾ Eckerm. 14. 3. 30. — ⁵⁾ Eckerm. 3. 12. 24. — ⁶⁾ Eckerm. 26. 7. 26. — ⁷⁾ Vgl. Schiller an Goethe d. 23. 6. 97. — ⁸⁾ G. an Schiller d. 24. 6. 97. — ⁹⁾ G. an Schiller d. 17. 8. 95. — ¹⁰⁾ Tag- und Jahreshefte 1796. — ¹¹⁾ G. an Schiller d. 2. 12. 94.

er die Güte hätte, die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die er an das Ganze machen würde, vorzulegen und so mir meine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.¹⁾

Wenn mein „Wilhelm Meister“ nach seinem Sinne war, so konnte er auch seinen eignen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß! ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu stande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit ihm über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die dann vor ihm lagen, und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch dann noch mußte mich seine wärmende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängel schützen. Was er mir sagte, sollte im ganzen und einzelnen in mir praktisch werden, damit das achte Buch sich seiner Teilnahme recht zu erfreuen habe. Ich wünschte, daß er fortfahre, mich mit meinem eigenen Wirken bekannt zu machen, und schon arbeitete ich in Gedanken seinen Erinnerungen entgegen.²⁾ Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme und in diesem hohen ästhetischen Falle war sie kaum zu hoffen. Denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen und dann ist es doch nur die Meinung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt.³⁾

Für einen Brief hatte ich ihm den höchsten Dank zu sagen, indem er mich durch die in demselben enthaltenen Erinnerungen nötigte, auf die eigentliche Vollendung des Ganzen aufmerksam zu sein. Ich bat ihn, nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eignen Grenzen hinauszutreiben. Der Fehler, den er mit Recht bemerkte, kam aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tick, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gern inkognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenden Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger zu betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen.⁴⁾

Durch den guten Mut, den mir eine neuliche Unterredung einflößte, belebt, arbeitete ich sogleich das Schema zum fünften und sechsten Buche des „Wilhelm Meister“ aus. Wie viel vorteilhafter ist es, sich in andern als in sich selbst zu bespiegeln.⁵⁾

An meinem „Wilhelm Meister“ tadelte Schiller die Einflechtung des Tragischen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch unrecht, wie wir alle wissen. In seinen Briefen an mich sind über den „Wilhelm Meister“ die bedeutendsten Ansichten und Äußerungen.⁶⁾

Schillers Umgang und Briefwechsel blieb mir noch immer höchst schätzbar. So war wieder des zerbröckelnden Urteils nach der Vollendung meines Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ kein Maß noch Ziel. Man glaubte manchmal, man höre den Sand am Meere reden, sodaß ich selbst, der ich nun nicht mehr darüber denken mochte, beinahe hätte verworren werden können. Gar schön wußte Schiller gleichsam wie ein Präsident diese Vota mit Leichtigkeit zusammenzustellen und seine Meinung dazwischen hineinzusetzen, wobei es dann zu mancher angenehmen Unterhaltung Gelegenheit gab. Übrigens machte er dann selbst einen Versuch, aus dem philosophischen und kritischen wieder ins Feld der Produktion zu gelangen, er arbeitete an seinem „Wallenstein“, einer Tragödie, deren Entstehen und die Art, wie er sich dabei benahm, äußerst merkwürdig ist. Das, was ich davon wußte, ließ mich viel Gutes davon hoffen.⁷⁾

¹⁾ G. an Schiller d. 22. 6. 97. — ²⁾ G. an Schiller d. 7. 7. 96. — ³⁾ G. an Schiller d. 7. 7. 96. — ⁴⁾ G. an Schiller d. 9. 8. 96. — ⁵⁾ G. an Schiller d. 18. 2. 95. — ⁶⁾ Eckerm. 18. 1. 25. — ⁷⁾ G. an J. H. Meyer d. 5. 12. 96.

Schiller nahm an meinen Studien über die magnetischen Phänomene immer mehr Anteil und man muß wissen, was sein Anteil heißt.¹⁾ Durch die Unterhaltung mit ihm über die „Propyläen“ bekam ich wieder neuen Mut.²⁾ Er half mir durch seine Teilnahme außerordentlich, indem die Sache, weil ich doch gar zu bekannt damit war, mir nicht immer ganz interessant bleiben wollte.³⁾

Durch seine lebhaftige Teilnahme schob ich das Farbenwesen um ein gutes vorwärts.⁴⁾ Die letzte Redaktion meines „Götz von Berlichingen“, die ich eigentlich auf Veranlassung Schillers unternommen habe, will mir freilich durchaus nicht behagen. Durch die Hinweglassung des bischöflichen Hofes wird das Ganze nur eine Ritterkomödie und meine ursprüngliche Idee, das damalige Hof- und Ritterleben zu schildern, zerspaltet sich.⁵⁾

Schiller hatte die Gabe, daß er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Einteilung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war.⁶⁾ Er mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre, er ward ebenso wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen wie seine eignen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom „Wallenstein“ an, zur Seite begleitet, meistens friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des „Demetrius“ in viel zu großer Breite gedacht. Ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hier und da zu arbeiten anfang. Indem ihn ein Ereignis vor dem andern anzog, hatte ich beirätig und mittätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm.⁷⁾

Während der Arbeit am „Wallenstein“, dieser höchst bedeutenden Trilogie, kam ich dem Verfasser nicht von der Seite. Er hatte, wie gesagt, die Gabe, über das, was er vorhatte, ja soeben arbeitete, sich mit Freunden besprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur seines ewig reflektierenden Geistes, störte seine Produktion keineswegs, sondern regelte sie und gab ihr Gestalt, wie aus unsrer durch zehn Jahre geführten Korrespondenz zu ersehen ist.⁸⁾

Im Grunde ist in „Wallensteins Lager“ alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältnis miteinander lebten und Schiller mir nicht allein den Plan mitteilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, sowie sie täglich heranwuchs, kommunizierte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich wohl daran einigen Anteil haben. Zu der Kapuzinerpredigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geist zusammenstellte. Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motiviert wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuskript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgtätiges Motivieren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag.⁹⁾

¹⁾ G. an W. v. Humboldt d. 16. 7. 98. — ²⁾ G. an J. H. Meyer d. 7. 8. 98. — ³⁾ G. an J. H. Meyer d. 14. 10. 98. — ⁴⁾ G. an J. H. Meyer d. 12. 2. 99. — ⁵⁾ Biederm. 7, 326 (Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers von E. G. Genast). Vgl. noch G. an J. H. Meyer d. 23. 3. 98. — ⁶⁾ Biederm. 4, 195 (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Grüner, 1853). — ⁷⁾ Tag- und Jahreshefte 1805. — ⁸⁾ Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827. Besprechung von Goethe. — ⁹⁾ Eckerm. 25. 5. 31.

Am Vierwaldstätter See, an Ort und Stelle, hatte ich ein episches Gedicht ersonnen, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, dieser schönen Dichtungsart, in die sich nach und nach unsre Sprache zu finden wußte. Die Gedanken und Einbildungen, so sehr sie mich auch beschäftigt und sich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten, gefielen mir, ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gerne und förmlich, wie ich schon früher mit den „Kranichen des Ibykus“ und manchem anderen Thema¹⁾ getan hatte.

Als ich ihm von meinem Plan erzählte, die reizende, herrliche und großartige Natur um den Vierwaldstätter See, die Abwechslung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedichte darzustellen, und von der Absicht, um in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zustatten kam, als ich von allem diesen Schillern erzählte, gestalteten sich in dessen Seele meine Landschaften und meine handelnden Figuren sogleich zu einem Drama. Und da ich zudem andere Dinge zu tun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich, wie gesagt, meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der denn darauf sein bewunderungswürdiges Gedicht schrieb.

An „Tell“ gehört ihm alles vollkommen an und er mag mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig sein, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können.²⁾ Mein episches „Tell“ kam später wieder zur Sprache, wie ich ihn 1797 in der Schweiz konzipiert und nachher dem dramatischen Tell Schillers zu Liebe beiseite gelegt. Beide konnten recht gut nebeneinander bestehen. Schillern war mein Plan gar wohl bekannt und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verschwornen unabhängigen Tell benutzte. In der Ausführung aber mußte er der Richtung seines Talenten zufolge sowie nach den deutschen Theaterbedürfnissen einen ganz anderen Weg nehmen und mir blieb das Episch-ruhig-grandiose noch immer zu Gebot, sowie die sämtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt nahmen.³⁾ Da er manches nicht gehörig motivierte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall gerät, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motiviert sei. Schiller war hierüber etwas unwillig, allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Szene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. „Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich.“⁴⁾

Ich will es nicht leugnen, daß die Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Szene vom zweiten Teile des „Faust“ von den Natureindrücken des Vierwaldstätter Sees herrühren, ja, ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das ist aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Telllokalitäten mir gemünzt habe. Das übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wissen, den schönsten Gebrauch gemacht.⁵⁾

Mit Schillern setzte ich denn ein ganz vergnügliches Leben fort, die Kreise unseres Denkens und Wirkens liefen in einander und wir begegneten uns oft.⁶⁾ Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten

¹⁾ Z. B. „Hero und Leander“: vgl. Goethes Briefe an Schiller von Ende Mai 96 und 7. 7. 97. — ²⁾ Tag- und Jahreshefte 1804. — ³⁾ Tag- und Jahreshefte 1806. — ⁴⁾ Biederm. 4. 195 (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rat Grüner, 1853). Vgl. Eckerm. 6. 5. 27. — ⁵⁾ Eckerm. 6. 5. 27. — ⁶⁾ G. an F. H. Jacobi d. 2. 2. 95.

wir uns wöchentlich zwei- bis dreimal, schrieben wir auch gegenseitig.¹⁾ Wie wünschte ich, daß er mir seine so wohlgegründete Freundschaft und seine so schön gefühlte Liebe erhalte — von mir konnte er das Gleiche überzeugt sein²⁾ —, daß er fest bleibe im Bund des Ernstes und der Liebe.³⁾ Da wir geistiger Weise so froh zusammen vorschritten, warum konnten wir es nicht auch dem Körper nach?⁴⁾

Als Schiller starb, dachte ich mich selbst zu verlieren und verlor nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.⁵⁾

Ich war gerade durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hintereinander entstanden und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Übel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen, wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte. Ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Haustüre, um uns niemals wieder zu sehen.⁶⁾

Da hört' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürdigsten soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
So schied er nun, wie er so oft genesen:
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geädelt.⁷⁾

Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen.⁸⁾

Bei dem Zustand meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am neunten verschieden und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.¹⁰⁾ Schiller im Sarge zu sehen, habe ich mich wohl in acht genommen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren. Also bitte ich es, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schillers Heimgang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet, und ohne Aufsehen zu machen, kam er

¹⁾ Biederm. 4, 195 Vgl. auch G. an F. H. Jacobi d. 31. 10. 94, an J. H. Meyer d. 15. 9. 94, an C. v. Knebel d. 1. 1. 00. —

²⁾ G. an Sch. d. 10. 12. 96. — ³⁾ G. an Sch. d. 31. 10. 98. — ⁴⁾ G. an Charlotte v. Schiller, geb. v. Lengefeld d. 25. 7. 95. —

⁵⁾ G. an Zelter d. 1. 7. 05. — ⁶⁾ Tag- und Jahreshefte 1805. — ⁷⁾ Epilog zu Schs. Glocke. — ⁸⁾ Biederm. 2, 12 (Aufsatz von R. Abeken. Weimarer Sonntagsblatt III, 1857). — ⁹⁾ Tag- und Jahreshefte 1805.

nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ist er auch wiederum von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe.¹⁾

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Tätigkeit umher. Mein erster Gedanke war, den „Demetrius“ zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchsprochen. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden, das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, ühend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte. Eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbnis überdauern sollte, sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen, unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit, die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft muß' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn teilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten, mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm mit unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können.²⁾

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten,
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.

Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.

Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen,
Fragt niemand mehr, und zierlich tät'ge Glieder,
Die Hand, der Fuß, zerstreut aus Lebensfugen.

Ihr Müden also lagt vergebens nieder,
Nicht Ruh im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder.

¹⁾ Biederm. 3, 59 (Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt von J. Falk 1832). — ²⁾ Tag- und Jahreshefte 1805.

Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte,
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,

Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,

Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?

Dich, höchsten Schatz, aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!¹⁾ —

Schiller war, wie ich schon sagte, ein geborener Poet und sein Talent war recht fürs Theater geschaffen.²⁾

Es will mir nun nie recht gefallen, wenn ich sehe, daß dramatische Schriftsteller Stücke machen, die durchaus zu lang sind, um so gegeben werden zu können, wie sie geschrieben. Diese Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich sonst darüber empfinden würde. Auch Schiller hat darin gefehlt. Besonders seine ersten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend schrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zu viel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, als daß er es hätte beherrschen können. Später, als er sich dieses Fehlers bewußt war, gab er sich unendliche Mühe und suchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenstand gehörig zu beherrschen und sich vom Leibe zu halten und sich nur auf das durchaus Notwendige zu konzentrieren, erfordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen und ist schwerer, als man denkt.³⁾

Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine „Räuber“, seine „Kabale und Liebe“ und seinen „Fiesco“ schrieb, allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.⁴⁾ Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken und

¹⁾ Bei Betrachtung von Schillers Schädel. — ²⁾ Eckerm. 23. 7. 27. u. 18. 1. 25. — ³⁾ Eckerm. 17. 3. 30. —

⁴⁾ Eckerm. 3. 5. 27.

wir hätten gern jene drei gewaltigen Erstlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, sodaß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelnd sich genötigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen, wie sie waren. In diesen Stücken spricht immer ein grandioser Geist und Charakter. Aber ich habe doch Personen gekannt, die sich über die ersten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst ***, und da in demselben Augenblick einige mit Mehlsäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge, wir kamen auch auf Schillers „Räuber“ und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: „Wäre ich Gott gewesen“, sagte er, „im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers „Räuber“ darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.“ Das war doch eine Abneigung, die ein wenig zu weit ging und die man sich kaum erklären konnte. Dagegen hat noch immer die Jugend, besonders die Studenten, eine große Vorliebe für Schillers Jugenddramen. Das war vor fünfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrscheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders sein. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und gutem Geschmacke vorschritte, daß selbst die Jugend über eine solche rohere Epoche hinaus wäre. Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen.¹⁾

Mir war es rührend zu sehen, wie Carlyle, dieser rein und ruhig denkende Fremde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Produktionen unseres verewigten Freundes immer den edlen, wohlgedenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichen Sterblichen an ihm aufbauen konnte. Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich sein muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere in seinen besten Jahren, durch Schillers Produktionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weiteren Studium der deutschen Literatur angetrieben worden. Ich halte deshalb dafür, daß dieses Werk als von einem Jüngling geschrieben der deutschen Jugend zu empfehlen sein möchte, denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der, in allem Geleisteten das Löbliche, Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.²⁾

Den Franz Moor spielte Iffland in seiner Jugend gut, und weil er ihn nicht losgeben wollte, zog er ihn später ins Würdige, machte einen Richard aus ihm usw. Was hilft es aber, eine grelle Figur abzudämpfen, wenn die übrigen es noch bleiben, ja nur stärker hervortreten? Schillers Intention, als Mann von Genie, war vielmehr, in diesem fratzenhaften Stücke auch einen fratzenhaften Teufel auftreten zu lassen, der die andern übertrumpft. Aber nun beschnitten sie ihm die Krallen und da sollte es ein würdiger Hundsfott werden, damit ihn ein würdiger Mann spielen könnte.³⁾

Ich riet Schillern, seinen „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ ein wenig zu retouchieren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigentum des Theaters würden.⁴⁾

„Fiesco“ ist ein wildes Stück, das den Todeskeim gleich in sich trägt. Diese Verschwörungsgeschichten alle, die den früheren Dichtern im Kragen staken, sind im Grunde nichts als revolutionäre Schwärmerereien, gewöhnlich ist der Ermordete gerade der Beste oder Unentbehrlichste.⁵⁾

¹⁾ Eckerm. 17. 1. 27. — ²⁾ Vorwort zu Thomas Carlyle, Leben Schillers, aus dem Englischen, eingeleitet von Goethe. Frankf. 1830. (H. 29, 782 flg.). — ³⁾ Biederm. 2, 127 (Briefe von und an Goethe von Riemer). —

⁴⁾ Schiller an Lotte d. 20. 9. 94. — ⁵⁾ Biederm. 5, 111 (Unterhaltungen mit Kanzler Müller).

Wie sehr verdient nicht Schillers dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte allgemein gekannt und geschätzt zu werden.¹⁾

Das Verlangen nach den drei Stücken, welche den „Wallenstein“ ausmachen, war sehr groß, sogar von Wien her fragte man nach.²⁾

Das Angenehmste, was er mir in einem Briefe meldete, war seine Beharrlichkeit im „Wallenstein“ und sein Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung, denn nach dem tollen Wagstück mit den „Xenien“ mußten wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befeißigen und unsere Proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.³⁾

Der Dichter allein weiß, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Man soll daher nie jemand fragen, wenn man etwas schreiben will. Hätte Schiller mich vor seinem „Wallenstein“ gefragt, ob er ihn schreiben solle, ich hätte ihm sicherlich abgeraten, denn ich hätte nie denken können, daß aus solchem Gegenstande überall ein so treffliches Theaterstück wäre zu machen gewesen.⁴⁾

Er hat zu seinem „Wallenstein“ sehr große Arbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu teilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachteil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, die „Wallensteiner“, als Prolog vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt: daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Dienstes verändert. Es ist in einer viel pesanteren, und also für die Kunst bedeutendern Manier, die Geschichte von Dumouriez.⁵⁾

Die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes setzte den Verfasser gar bald in die Notwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Zyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältnis großer Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt, jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbständigkeit seines Charakters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Pläne, mit der Gewandtheit seiner Politik — diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Teile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel „Wallensteins Lager“ führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspiels ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältnis des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermüthige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechzehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlandes nennen, der größten Feldherrn jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt,

¹⁾ G. an Cotta d. 17. 8. 98. — ²⁾ G. an Kirms d. 25. 10. 98. — ³⁾ G. an Schiller d. 15. 12. 96. — ⁴⁾ Eckerm. 18. 1. 27. — ⁵⁾ G. an J. H. Meyer d. 6. 6. 97.

sodaß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Die kurzen gereimten Verse drücken den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich aus und versetzen durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten. Indem das Stück sich unruhig hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Teil von der Wallensteinischen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmählich zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurteil, Notwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellung zu tun, sie sind entschlossen, bei ihrem Gemahl beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück und das Folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken. Wohin sich die Wage zuletzt neigen wird und auf welche nächste Veranlassung, ob die Regimenter und ihre Chiefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich sein werde — das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch, die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, solange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel „Piccolomini“, enthält vorzüglich die Wirkungen von Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er tun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt Wallensteins Abfall und Untergang dar.¹⁾

Wenn der Dichter in dem Prolog, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, sagen läßt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Doch euren Augen soll ihn itzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen,

so gibt er uns dadurch einen Wink, daß wir bei näherer Betrachtung des Stücks hauptsächlich dahin zu sehen haben, von welcher Seite eigentlich er seinen Helden nehme und ihn darstelle. Ja auch ohne eine solche Erinnerung würde dieses bei einem historischen Stücke die Pflicht eines ästhetischen Beobachters sein. Denn wenn es eine große Schwierigkeit ist, eine historische Figur in eine poetische zu verwandeln, so verdienen die Mittel, deren sich der Dichter hierzu bedient, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit.

Ich stelle daher gegenwärtig den Helden des Trauerspiels unsern Hörern vor, indem ich ihnen überlasse, denselben mit dem Helden der Geschichte zu vergleichen.²⁾

Ein Mann tritt vor im Glanz der höchsten Taten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches geraten,
Er dankt sich selbst das eigene Geschick.

¹⁾ Weimarer neudekorierter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller. Auszug aus einem Briefe Goethes vom 29. Sept. 1798 (W.-A. 40, S. 2 flg.) Den Gang der Handlung von „Wallensteins Lager“ stellt Goethe ausführlich dar unter Anführung zahlreicher Stellen in der Eröffnung des Weimarer Theaters. Aus einem Briefe vom 15. Oktober 98 (W.-A. 40, S. 9–34). — ²⁾ Die Piccolomini. Wallensteins 1. Teil (W.-A. 40, 35 flg.).

Gewalt'ge Kraft, die Menschen aufzurufen,
 Sie zu befeuern kühnster Tat,
 Im Plane sicher, mit sich selbst zu Rat,
 Des Kaisers Günstling, nächst an Thron und Stufen,
 Die zarte Gattin, gern an seiner Seite,
 Der Terzky Hochsinn, Theklas Jugendlicht,
 Max treugesinnt, er, wie er tut und spricht:
 Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
 Doch wir empfinden heimlich Angst und Grauen,
 Solch äußres Glück im hellsten Licht zu schauen.

Woher denn aber dieses innre Zagen,
 Das ahnungsvoll in enger Brust erbebt?
 Wir wittern Wankelmut und Mißbehagen
 Des Manns, der hoch und immer höher strebt.
 Und was kann gräßlicher dem Edeln heißen
 Als ein Entschluß, der Pflicht sich zu entreißen!
 Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
 Ob dieses oder jenes wohlgetan.
 Dem Irrtum leuchten zur verworrenen Bahn
 Gestirne falsch, die noch so herrlich blinken.¹⁾

Wallenstein ist während dem Laufe eines verderblichen Krieges aus einem gemeinen Edelmann Reichsfürst und Besitzer von außerordentlichen Reichtümern geworden, er hat dem Kaiser als kommandierender General große Dienste geleistet, wofür er aber auch glänzend belohnt wird. Die Gewalttätigkeiten hingegen, die er an mehreren Reichsfürsten ausübt, wecken zuletzt allgemeine Klagen gegen ihn, sodaß der Kaiser, durch Umstände abhängig von den Fürsten, genötigt ist, ihn vom Kommando zu entfernen. Wallenstein bringt einen unbefriedigten Ehrgeiz in den Privatstand zurück. Da er schon einen so großen Weg gemacht, so viel vom Glück erlangt hat, so setzt er seinen Wünschen keine Grenzen mehr. Ein astrologischer Aberglaube nährt seinen Ehrgeiz, er hört Wahrsagungen begierig an, die ihm seine künftige Größe versichern, betrachtet sich gern als einen besonders Begünstigten des Schicksals und überläßt sich ausschweifenden Hoffnungen umso zuversichtlicher, da ihm sein Horoskop die Gewährung derselben zu verbürgen scheint und manche himmlische Aspekten von Zeit zu Zeit ihm günstige Ereignisse prophezeien.

Aber auch schon die Ansicht des politischen Himmels rechtfertigt zum Teil diese Erwartungen.

Die Fortschritte der Schweden im Reich und der Verfall der kaiserlichen Angelegenheiten machen einen erfahrenen General, wie er ist, bald notwendig, er erhält das Kommando der kaiserlichen Armee abermals, und zwar unter solchen Bedingungen zurück, die ihn beinahe zum Herrn des Kriegs und im Heere unumschränkt machen. Nur auf solche Weise wollte er wieder an diese Stelle treten und der Kaiser, der ihn nicht entbehren kann, muß drein willigen.

Dieser großen Macht überhebt er sich bald und betrügt sich so, als wenn er gar keinen Herrn über sich hätte. Er läßt den Kurfürsten von Bayern und die Spanier, alte Widersacher seiner Person, auf jede Art seinen Haß empfinden, achtet die kaiserlichen Befehle wenig und führt den Krieg auf eine Weise, die nicht bloß seinen Eifer, die selbst seine Absichten verdächtig macht. Er schont die Feinde sichtbar, steht mit ihnen in fortdauernden Negotiationen, versäumt manche

¹⁾ Maskenzug zum 18. Dez. 1818.

Gelegenheit, ihnen zu schaden, und fällt den kaiserlichen Erbländern durch Einquartierung und andere Bedrückung sehr zur Last.

Seine Gegner ermangeln nicht, sich dieses Vorteils über ihn zu bedienen. Sie machen die Eifersucht des Kaisers rege, sie bringen Wallensteins Treue in Verdacht. Man will Beweise in Händen haben, daß er mit den Feinden einverstanden sei, daß er damit umgehe, die Armee zu verführen, ja man findet es bei seinem bekannten Ehrgeiz und bei den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, nicht ganz unwahrscheinlich, daß er Böhmen an sich zu reißen denke.

Seine eignen weitläufigen Besitzungen in diesem Königreiche, der Geist des Aufruhrs in demselben, der noch immer unter der Asche glimmt, die hohen Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Krone, das noch frische Andenken der pfälzischen Anmaßung, das Interesse der feindlichen Partei, Österreich auf jede Art zu schwächen, endlich das Beispiel mehrerer im Laufe dieses Krieges gelungenen Usurpationen konnten ein Gemüt wie das seinige leicht in Versuchung führen.

Wallensteins Betragen gründet sich auf einen sonderbaren Charakter. Von Natur gewalttätig, unbiegsam und stolz, ist ihm Abhängigkeit unerträglich. Er will des Kaisers General sein, aber auf seine eigne Art und Weise. In seinen wirklichen Schritten ist noch nichts Kriminelles, indessen fehlt es nicht an starken Versuchungen. Der Glaube an eine wunderbare glückliche Konstellation, der Blick auf die großen Mittel, die er in Händen hat, und auf die günstigen Zeitumstände, verbunden mit den Aufforderungen, die von außen an ihn ergehen, wecken allerdings ausschweifende Gedanken in ihm, mit denen seine Phantasie sich nicht ungern trägt, doch spielt er mehr mit diesen Hoffnungen, insofern ihm die Möglichkeit schmeichelt, als daß er seine Schritte fest zu einem Ziele hinlenkte.

Aber ob er gleich nicht direkt, nicht entscheidend zum Zwecke handelt, so sorgt er doch, die Ausführung immer möglich und sich die Freiheit zu erhalten, Gebrauch von den bereiteten Mitteln zu machen. Er sondiert den Feind, hört seine Vorschläge an, sucht ihm Vertrauen einzufloßen, attachiert sich die Armee durch alle Mittel und verschafft sich leidenschaftliche Anhänger bei derselben. Kurz, er vernachlässigt nichts, um einen möglichen Abfall vom Kaiser und eine Verführung des Heeres von ferne vorzubereiten, wäre es auch nur um seiner Sicherheit willen, um an der Armee eine Stütze gegen den Hof zu haben, wenn er derselben bedürfen sollte.

Die natürliche Folge dieses Betragens ist, daß seine Gesinnungen immer zweideutiger erscheinen und der Verdacht gegen ihn immer neue Nahrung erhält. Denn eben weil er sich noch keiner bestimmt kriminellen Absicht bewußt ist, so hält er sich in seinen Äußerungen nicht vorsichtig genug, er folgt seiner Leidenschaft und geht sehr weit in seinen Reden. Noch weiter als er selbst gehen seine Anhänger, die seinen Entschluß für entschiedener halten, als er ist. Von der anderen Seite wächst der Argwohn. Man glaubt am Hofe das Schlimmste, man hält es für ausgemacht, daß er auf eine Konjunktion mit dem Feinde denke, und ob es gleich an juridischen Beweisen fehlt, so hat man doch alle moralischen dafür. Seine Handlungen, seine geäußerten Gesinnungen erregen Verdacht und der Verdacht steigert seine Gesinnungen und Handlungen.

Man hält also für notwendig, ihn von der Armee zu trennen, ehe er seinen Anschlag mit ihr ausführen kann, aber das ist keine so leichte Sache, da der Soldat ihm äußerst ergeben ist und sehr viele von den vornehmsten Befehlshabern das stärkste Interesse haben, ihn nicht sinken zu lassen. Ehe man also etwas öffentlich gegen ihn beginnt, will man ihn schwächen, seine Macht teilen, ihm seine Anhänger abwendig machen und der Sohn des Kaisers, König Ferdinand von Ungarn, ist schon bestimmt, das Kommando nach ihm zu übernehmen.

Unter allen Generalen Wallensteins stehen die beiden Piccolomini, Vater und Sohn, im größten Ansehen bei den Truppen, auf diese beiden rechnet Wallenstein besonders, um seine Anschläge auszuführen, und der Hof, um seine Anschläge zu zerstören.

Octavio Piccolomini, der Vater, ein alter Waffenbruder und Jugendfreund Wallensteins, hat alle Schicksale dieses Kriegs mit ihm geteilt, Gewohnheit hat den Herzog an ihn gefesselt, astrologische Gründe haben ihm ein blindes Vertrauen zu demselben eingeflößt, sodaß er ihm seine geheimsten Anschläge mitteilt. Aber Octavio Piccolomini hat eine zu pflichtmäßige und geordnete Denkungsart, um in solche Pläne mit einzugehen, und da er den Herzog nicht davon zurückhalten kann, so ist er der erste, der den Hof davon unterrichtet. Seine laxen Weltmoral erlaubt ihm, das Vertrauen seines Freundes zum Verderben desselben zu mißbrauchen und auf den Untergang desselben seine eigene Größe zu bauen. Er steht in geheimen Verständnissen mit dem Hof, während daß sich Wallenstein ihm argwohnlos hingibt, und er entschuldigt diese Falschheit vor sich selbst dadurch, daß er sie an einem Verräter und zu einer guten Absicht ausübe.

Neben diesem zweideutigen Charakter steht die reine edle Natur seines Sohnes Max Piccolomini. Dieser ist durch Wallenstein zum Soldaten erzogen und wie ein Sohn von ihm geliebt und begünstigt worden. So hat er sich frühe gewöhnt, ihn enthusiastisch zu verehren und wie einen zweiten Vater zu lieben. Seiner edlen und reinen Seele erscheint Wallenstein immer edel und groß und in den Irrungen desselben mit dem Hof nimmt er leidenschaftlich die Partei seines Feldherrn.

Noch hat es Octavio Piccolomini nicht gewagt, über die wahren Absichten Wallensteins seinem Sohn die Augen zu öffnen, denn er fürchtet dessen aufrichtigen Charakter und von der Pflichtmäßigkeit desselben hat er eine so gute Meinung, daß er ihn ohne Gefahr sich selbst glaubt überlassen zu können.

So stehen die Sachen, als beim Ablauf des Winters 1634 die Handlung des Stücks zu Pilsen eröffnet wird.

Wallenstein besorgt, daß man ihn absetzen und zu Grund richten will. Am Hofe fürchtet man, daß Wallenstein etwas Gefährliches machiniere. Jeder Teil trifft Anstalten, sich der drohenden Gefahr zu erwehren, und der Zuschauer muß besorgen, daß gerade diese Anstalten das Unglück, welches man dadurch verhüten will, beschleunigen werden.

Wallenstein darf nicht mehr zweifeln, daß man damit umgeht, ihn vom Kommando zu entfernen. Er ist entschlossen, sich das nicht gefallen zu lassen, er muß also zuvorkommen, jetzt, da er seine Macht noch beisammen hat, das Militär hängt an ihm, es ist im stand, ihn zu halten.

Er versammelt also die Befehlshaber der Regimenter in Pilsen, wo er sich aufhält, um sich ihres Eifers zu versichern, um sich aufs genaueste mit ihnen zu verbinden.

In der nämlichen Nacht, wo das Bankett gehalten wird und Octavio Piccolomini seinem Sohn die Augen öffnet, beobachtet Wallenstein mit seinem Astrologen die Sterne und überzeugt sich von der glücklichen Konstellation. Indem er noch mit diesen Gedanken beschäftigt ist, wird ihm die Nachricht gebracht, daß Sesina aufgefangen und mit allen Papieren in den Händen seiner Feinde sei. Nun hat er zwar selbst nichts Schriftliches von sich gegeben, alle Negotiationen mit dem Feind sind durch seines Schwagers Hände gegangen, aber es ist wohl vorauszusehen, daß man ihm selbst diese letzteren alle zurechnen werde. Auch hat er sich mündlich gegen den Sesina sehr weit herausgelassen und dieser wird alles gestehen, um seinen Hals zu retten. Wallenstein befindet sich in einer fürchterlichen Bedrängnis, aus der kein Ausweg möglich ist, und er muß seinen Entschluß schnell fassen. Ein schwedischer Oberster ist angelangt, der ihm von seiten Oxenstiernas die letzten Propositionen machen will. Läßt er diese Gelegenheit vorbei, so kann er sein Kommando nicht länger bewahren und er hat alles von der Rache seiner Feinde zu fürchten.

Ehe er den schwedischen Botschafter vorläßt, hält er sich in einem Selbstgespräch gleichsam den Spiegel seiner Gesinnungen und Schicksale vor.

Um diesen wichtigen Teil des Schauspiels recht zu fühlen, zu genießen und zu beurteilen, muß man den Wallenstein, den uns der Dichter schildert, aus dem Vorhergehenden gefaßt haben. Der Krieger, der Held, der Befehlshaber, der Tyrann sind an und für sich keine dramatischen

Personen. Eine Natur, die mit sich ganz einig wäre, die man nur befehlen, der man nur gehorchen sähe, würde kein tragisches Interesse hervorbringen, unser Dichter hat daher alles, was Wallensteins physische, politische und moralische Macht andeutet, gleichsam nur in die Umgebung gelegt. Wir sehen seine Stärke nur in der Wirkung auf andere, tritt er aber selbst, besonders mit den Seinigen und hier im Monolog nur gar allein auf, so sehen wir den in sich gekehrten, fühlenden, reflektierenden, planvollen und, wenn man will, planlosen Mann, der das Wichtigste seiner Unternehmungen kennt, vorbereitet und doch den Augenblick, der sein Schicksal entscheidet, selbst nicht bestimmen kann und mag.

Wenn der Dichter, um seinem Helden das dramatische Interesse zu geben, schon berechtigt gewesen wäre, diesen Charakter also zu erschaffen, so erhält er ein doppeltes Recht dazu, indem die Geschichte solche Züge vorbereitet.

Bei seiner Verslossenheit beschäftigt sich der historische Wallenstein nicht bloß mit politischen Kalkülen, sein Glaube an Astrologie, der freilich in der damaligen Zeit ziemlich allgemein war, jedoch besonders bei ihm tiefe Wurzeln geschlagen hatte, setzt ein Gemüt voraus, das in sich arbeitet, das von Hoffnung und Furcht bewegt wird, über dem Vergangenen, dem Gegenwärtigen und dem Zukünftigen immer brütet, großer Vorsätze, aber nicht rascher Entschlüsse fähig ist. Wer die Sterne fragt, was er tun soll, ist gewiß nicht klar über das, was zu tun ist.

So sind auch kleine Charakterzüge, die uns die Geschichte überliefert, in diesem Sinne besonders merkwürdig, die uns andeuten, wie reizbar dieser unter dem Geräusch der Waffen lebende Kriegermann in ruhigen Stunden gewesen. Man erzählt, daß er Wachen um seine Paläste gesetzt, die jeden Lärm, jede Bewegung verhindern mußten, daß er einen Abscheu hatte, den Hahn krähen, den Hund bellen zu hören — Sonderbarkeiten, die ihm seine Widersacher noch in einer spöttischen Grabschrift vorwarfen, die uns aber auf eine große Reizbarkeit deuten, welche darzustellen des Dichters Pflicht und Vorteil war.

In diesem Sinne ist der Monolog Wallensteins gleichsam die Achse des Stücks. Man sieht ihn rückwärts planvoll, aber frei, vorwärts planerfüllend, aber gebunden. Solange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizte ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkür glaubt er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten, jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft tut, denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengerer Herr, als ihm sonst der rechtmäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor. erinnert man sich hierbei an jene Züge, die wir von des dramatischen Wallensteins Charakter überhaupt dargestellt, so wird man nicht zweifeln, daß dieser Monolog von großer poetischer und theatralischer Wirkung sein müsse, wie bei uns die Erfahrung gelehrt hat.

Wollte man das Objekt des ganzen Gedichts mit wenig Worten aussprechen, so würde es sein: die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich begründet wird, aber durch ihren notwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und samt allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht. Der Dichter hat also zwei Gegenstände darzustellen, die miteinander im Streit erscheinen: den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Große und Idealische, von der anderen an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt, und das gemeine wirkliche Leben, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der anderen dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert. In die Mitte zwischen beiden als eine ideale, phantastische und zugleich sittliche Erscheinung stellt er uns die Liebe und so hat er in seinem Gemälde einen gewissen Kreis der Menschheit vollendet.¹⁾

¹⁾ Die Piccolomini. Wallensteins 1. Teil (W.-A. 40, 35 flg.).

Der Prolog zum „Wallenstein“ ist sehr glücklich geraten und gibt einen freien Blick in die große und sonderbare Welt, in welcher das Stück spielt.¹⁾ Das Vorspiel zum „Wallenstein“ war mehr als einem Sinne geschickt, Aufsehen zu erregen.²⁾ Schillers Zaudern und Schwanken bei der Fertigstellung ging über alle Begriffe, dafür hatte er aber auch noch ein paar Motive gefunden, die ganz allerliebste waren.³⁾ Wer erkennt nicht an dieser Redekunst die Schule, in welcher sich Pater Abraham bildete, wer lacht nicht über diese barbarisch-geistliche Erscheinung? Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht, wir sehen eine lebhaft gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte, er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondieren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.⁴⁾

Es schien über das Unterhaltende, über die Anmut, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieses Vorspiels im Publico nur eine Stimme zu sein. Man rekapitulierte für sich und in Gesellschaften, was jedem aus der Geschichte jener Zeit erinnerlich war, man fragte, man schlug nach, und indem man sowohl den Personen als den Begebenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendete, fing man schon an, das poetische Interesse von dem historischen zu unterscheiden, und machte sich gefaßt, den Dichter sowohl in bezug auf den Geschichtsschreiber, als auch insofern er Schöpfer seines Gegenstandes werden mußte, zu beurteilen.⁵⁾

Wenn sich der Zuschauer bei den „Piccolomini“ aus einem gewissen künstlichen und hie und da willkürlich scheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit sich und andern nicht völlig eins werden kann, so gehen diese neuen Akte des „Wallenstein“ nun schon gleichsam als naturnotwendig vor sich. Die Welt ist gegeben, in der das alles geschieht, die Gesetze sind aufgestellt, nach denen man urteilt, der Strom des Interesses, der Leidenschaft, findet sein Bette schon gegraben, in dem er hinabrollen kann.⁶⁾

Es ist mit den „Piccolomini“ und dem „Wallenstein“ wie mit einem ausgelegenen Weine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab.⁷⁾

Man sah auch bei diesem Unternehmen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Überlegung wirkt. Das erste Stück hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfnis erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gute Sensation gemacht. Das zweite hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten, diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nötigen Aufmerksamkeit gebrach oder die durch äußere Umstände teilweise zerstreut oder gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung, alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stückes Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Wallenstein“ zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf.⁸⁾

Bracht' ich nun nach Vollendung des „Wallenstein“ dieses dreifache Werk gemeinschaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erdulde ich die Unbilden aller Proben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erscheinung gelangte, wohnte ich so mancher Vorstellung in kritisch dirigierendem Sinne bei, klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem, nicht immer rein korrespondierendem Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig — so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, sodaß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen, noch lesen mochte. Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache

¹⁾ G. an C. G. Körner d. 22. 6. 97. — ²⁾ G. an Kirms d. 26. 9. 98. — ³⁾ G. an J. H. Meyer d. 26. 9. 94. —

⁴⁾ Eröffnung des Weimarer Theaters. Aus einem Briefe vom 15. Oktober 98 (W.-A. 40, S. 23—24). — ⁵⁾ Eröffnung des Weimarer Theaters. Aus einem Briefe vom 15. Oktober 98 (W.-A. 40, S. 32—33). — ⁶⁾ G. an Schiller d. 9. 3. 99. —

⁷⁾ Biederm. 2, 202 (Deutsche Revue, 1886). — ⁸⁾ G. an W. v. Humboldt 26. 5. 99.

Shakespeares, in einer Übersetzung, entgegen, die große Analogie zweier vorzüglicher Dichter ging mir lebhaft auf, es war das erste Frische wieder, dasselbe in einem andern und so neu, daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte.¹⁾

In „Maria Stuart“ ist die Rolle des Leicester ein vorzüglich gut durchdachter Charakter, überhaupt gehört „Maria Stuart“ zu den besten Schillerschen Arbeiten.²⁾ Freilich sollte mich wundern, was das Publikum sagen würde, wenn die beiden H—n zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen.³⁾ Der kühne Gedanke, eine Kommunion aufs Theater zu bringen, war schon ruchbar geworden und ich wurde veranlaßt, ihn zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. Ich darf bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Mute war, nun da man schon im voraus dagegen protestierte, war es in doppelter Betrachtung nicht rätlich.⁴⁾

Die „Jungfrau von Orleans“ ist so brav, gut und schön, daß ich ihr nichts zu vergleichen weiß.⁵⁾

Schiller war kaum von dem „Wallenstein“ entbunden, so hatte er sich schon wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umgesehen und, von dem obligaten historischen ermüdet, seine Fabel in dem Felde der freien Erfindung gesucht. Der Stoff in der „Braut von Messina“ ist tragisch genug, die Anlage gut und er wollte den Plan genau durcharbeiten, ehe er die Ausführung anfang.⁶⁾

Dies durfte wohl der Dichter einmal schildern,
Wir danken ihm, daß er's vollbracht,
Doch geben wir so trostlos herben Bildern
Von minder klugem Pinsel gute Nacht.
Was er uns brachte, bleibt uns wohl empfohlen,
Er fesselt uns mit zart- und strengem Sinn,
Was unerfreulich, macht er zum Gewinn.
Was er getan, soll keiner wiederholen.⁷⁾

Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende, der alles durchgeprobt
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen,
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —

Wenn Felsenriffe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Geängsteten die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
Religion allein von ew'gen Höhen.⁸⁾

Als er die Legende von „Tell“ als Tragödie zu bearbeiten unternommen, war sein erstes, sich mit der Schweizergeschichte von J. v. Müller bekannt zu machen und mir teil an seinen Studien zu vergönnen. Wer kann den Geschichtsschreiber mehr schätzen als der Dichter! Wer kann den glücklich bearbeiteten Stoff, der ihm entgegengebracht wird, von dem rohen besser unterscheiden!⁹⁾ Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studierte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen „Tell“ schrieb, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuten.¹⁰⁾ Er ging, nach seiner Art, mit großen Schritten immer vorwärts, sein „Tell“ war färsrefflich angelegt, und was ich davon sah, meisterhaft ausgeführt.¹¹⁾ Schillers „Tell“

¹⁾ Wallenstein. From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827. Besprechung von Goethe. —

²⁾ Biederm. 6, 184 (Rückblicke auf Personen und Zustände von E. Gans, 1836). — ³⁾ Biederm. 8, 268 (Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit J. u. W. Grimm, hsg. von Wendeler, 1860). — ⁴⁾ G. an Schiller d. 12. 6. 00. —

⁵⁾ G. an Schiller d. 20. 4. 01. — ⁶⁾ G. an J. H. Meyer d. 22. 3. 99. — ⁷⁾ Schillers Braut von Messina. D. 15. Dez. 1808. Zu Gs. „Gedanken“ über den Chor in der Br. v. M. vgl. die Beilage zum Brief an Zelter v. 28. 7. 03. — ⁸⁾ Maskenzug zum 18. Dez. 1818. — ⁹⁾ G. an J. v. Müller d. 4. 9. 03. — ¹⁰⁾ Eckerm. 10. 4. 29. — ¹¹⁾ G. an Caroline v. Humboldt d. 25. 1. 04.

ist aus dem frischen Ganzen.¹⁾ Er hat in seinem „Tell“ ein treffliches Werk geliefert, dessen wir uns alle zu erfreuen haben.²⁾ Es ist ein außerordentliches Produkt, worin seine dramatische Kunst neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Sensation machte.³⁾ Das Rütli ist alles Lobes und Preises wert. Der Gedanke, gleich eine Landsgemeinde zu konstituieren, ist fñrtrefflich, sowohl der Würde wegen als der Breite, die es gewährt.⁴⁾ Wenn Schiller seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben herabsinken läßt, indem Tell über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner Tat brüstet, so ist das kaum begreiflich, allein er war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in diesem Falle so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.⁵⁾

„Demetrius“ ist ein viel versprechendes Fragment⁶⁾, ein schönes Dokument prüfenden Erschaffens.⁷⁾

Ich finde auch solche Stücke höchst nötig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhaben stehen muß, ohne deshalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schätzen wir „Turandot“. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgestürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sklavinnen, sonst Prinzessinnen, führt eine erzählende Exposition vor unserm Geist vorüber und die auch hier am Orte im phantastischen Peking auf einen kñhn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail. Rätsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmütiger Prinz aufs neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name der Unbekannten entdeckt werden, man versucht Gewalt und nun gibt es eine Reihe von pathetischen, theatralischen, auffallenden Szenen, man versucht die List und nun wird die Macht der Überredung stufenweise aufgeboten. Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische ausgesät und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt. Das Stück ist ursprünglich für ein geistreiches Publikum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutschen Natur schläft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser Publikum sich beschäftigte, selbst Rätsel auszudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall sein, die Prinzessin mit neuen Aufgaben gerüstet erscheinen zu lassen.⁸⁾ Die beiden neuen Rätsel in „Turandot“ haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte.⁹⁾

Die „Phädra“ exponiert sich kurz und gut und die gehetzte Leidenschaft gibt ihm Leben. Dazu kommt, daß einige Hauptstellen, sobald man die Motive zugibt, von vortrefflicher Wirkung sein müssen. In diesen ist auch die Diktion gut geraten.¹⁰⁾

Meinen „Egmont“ bearbeitete Schiller dergestalt, daß die Vorstellung möglich wurde.¹¹⁾ Wenn man aber seine Bearbeitung des „Egmont“ tadelt, sage ich: „Was wißt ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden als wir.“¹²⁾ In der Schillerschen Bearbeitung meines

¹⁾ G. an Zelter d. 27. 2. 04. — ²⁾ G. an Zelter d. 30. 7. 04. — ³⁾ G. an W. v. Humboldt d. 30. 7. 04. —

⁴⁾ G. an Schiller d. 18. 1. 04. — ⁵⁾ Eckerm. 10. 3. 31. Charlotte v. Schiller und Karoline v. Wolzogen sind gemeint. —

⁶⁾ Prolog zum Maskenzug 1818. — ⁷⁾ Über das deutsche Theater (W.-A. 40, 86). — ⁸⁾ Weimarisches Hoftheater vom 15. 2. 1802. — ⁹⁾ G. an Schiller d. 2. 2. 02. — ¹⁰⁾ G. an Schiller d. 14. 1. 05. — ¹¹⁾ G. an J. H. Meyer d. 18. 4. 96. —

¹²⁾ Biederm. 6, 267 (Vierzig Jahre von Karl von Holtei, IV, 1862).

„Egmont“ ist in mancher Hinsicht nicht gut, daß die Regentin fehlt, das Ganze erhält durch diese Fürstin einen höheren, vornehmeren Charakter, die politischen Verhältnisse treten reiner und entschiedener hervor und dann gewinnt auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, sowie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie selbst über Fürstinnen siegend Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delikate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf. Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie man denken kann, alles sehr wohl abgewogen und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die in das Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewalttames, er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war.¹⁾

Die Gedichte Schillers haben besondere Vorzüge. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in seiner Natur ist, zeigt sich in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf.²⁾

Das Gedicht „das Teil des Dichters“ („die Teilung der Erde“) ist ganz allerliebste, wahr, treffend und tröstlich.³⁾ Es scheint, da wir Dichter bei der Teilung der Erde zu kurz gekommen sind, uns ein wichtiges Privilegium geschenkt zu sein, daß uns nämlich unsere Torheiten bezahlt werden. Das Gedicht fand großen Beifall und die Leute⁴⁾ waren höchst neugierig, wer es wohl gemacht habe.

Die „Klage der Ceres“ ist gar schön geraten, die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön ineinander.⁵⁾

Eine Zeitlang trieben wir uns im Balladenwesen und -unwesen herum. Die seinigen sind ihm sehr geglückt, ich wünsche, daß die meinigen einigermaßen daneben stehen dürfen: er war zu dieser Dichtart in jedem Sinne mehr berufen als ich.⁶⁾

Der „Taucher“ gefiel mir, als ich ihn bei Gelegenheit wieder las, außerordentlich wohl, und wie mich sogar dünkte, besser als jemals.⁷⁾ Der Vers: „es wallet und siedet und brauset und zischt“ etc.⁸⁾ legitimierte sich bei dem Rheinfluss trefflich, es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift. Ich suchte auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und im ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen und bemerkte abgesondert die Betrachtungen, die es erregt.⁹⁾

Der „Handschuh“ ist ein sehr glücklicher Gegenstand und die Ausführung gut geraten. Hier ist die ganz reine Tat, ohne Zweck oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was so sonderbar wohlgefällt. Er macht zum „Taucher“ wirklich ein artiges Nach- und Gegenstück und erhöht durch eignes Verdienst das Verdienst jener Dichtung um so mehr.¹⁰⁾ Man erregte beim „Handschuh“ den Zweifel, ob man sagen könne, „ein Tier lecke sich die Zunge“, ich habe wirklich darauf nicht bestimmt zu antworten gewußt.¹¹⁾

Der „Ring des Polykrates“ ist sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen wie vor des Zuhörers Augen alles geschieht, und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso läßt, alles ist sehr gut.¹²⁾ Der „Ring des Polykrates“ hält sich bei wiederholtem Lesen sehr gut, er wird vielmehr besser, wie es jedes Gedicht von Wert tun muß, indem es uns in die Stimmung nötigt, die wir beim ersten Hören und Lesen nicht gleich mitbringen.¹³⁾

¹⁾ Eckerm. 18. 2. 29. — ²⁾ G. an Schiller d. 6. 10. 95. — ³⁾ G. an Schiller d. 28. 10. 95. — ⁴⁾ G. an Schiller d. 15. 12. 95. — ⁵⁾ G. an Schiller d. 14. 6. 96. — ⁶⁾ G. an C. G. Körner d. 20. 7. 97. — ⁷⁾ G. an Schiller d. 26. 6. 99. — ⁸⁾ Tagebücher II, 145, 24. — ⁹⁾ G. an Schiller d. 25. 9. 97. — ¹⁰⁾ G. an Schiller d. 21. 6. 97. — ¹¹⁾ G. an Schiller d. 29. 7. 97. — ¹²⁾ G. an Schiller d. 27. 6. 97. — ¹³⁾ G. an Schiller d. 28. 6. 97.

Das „Totenlied“ hat seinen echten realistisch humoristischen Charakter, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, sowie es verdienstlich ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern.¹⁾ An der „Nadowessischen Totenklage“ sehen wir, wie er ein großer Künstler war und wie er auch das Objektive zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß, die „Nadowessische Totenklage“ gehört zu seinen allerbesten Gedichten und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte.²⁾

Die „Kraniche des Ibykus“ finde ich sehr gut geraten, der Übergang zum Theater ist sehr schön und das Chor der Eumeniden am rechten Platze. Da diese Wendung einmal erfunden ist, so kann nun die ganze Fabel nicht ohne dieselbe bestehen.³⁾

Kaum hat Schiller etwas mit so glücklichem Humor gemacht wie den „Eisenhammer“ und die retardierende Messe ist von dem besten Effekt, auch ist das Geheimnis sehr lobenswert.⁴⁾

Das kleine Lied „Des Mädchens Klage“ ist allerliebste und hat vollkommen den Ton der Klage.⁵⁾

Die Balladen „Der Kampf mit dem Drachen“ und „Die Bürgschaft“ sind beide sehr gut geraten. Bei dem christlichen Drachen fand ich nichts zu erinnern, er ist sehr schön und zweckmäßig. In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passieren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemütsstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Ein ander schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein, die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut gefunden.⁶⁾

Das „Lied von der Glocke“ war eins der vornehmsten und besonderen Zierden der Musenalmanache.⁷⁾

Das schöne⁸⁾ „Berglied“ ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthardt, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ist ein zum „Tell“ sehr geeignetes Lied.⁹⁾

Die „Xenien“ Schillers sind scharf und schlagend, die meinigen unschuldig und geringe. Den „Tierkreis“, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die sie zu ihrer Zeit auf die deutsche Literatur ausübten, sind gar nicht zu berechnen.¹⁰⁾

Seine „Votivtafeln“ sind außerordentlich schön und müssen einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Schillers Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.¹¹⁾

Durch Kompositionen einiger Lieder von Schiller und mir erheiterte unser wackrer Zelter unsre Winterstunden gar sehr. Er trifft den Charakter eines solchen in gleichen Strophen wiederkehrenden Ganzen trefflich, sodaß es in jedem einzelnen Teile wieder gefühlt wird, da wo andere durch ein sogenanntes Durchkomponieren den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelheiten zerstören.¹²⁾ Die Schillerschen Sachen sind ganz vortrefflich gefaßt. Die Komposition suppliert sie, wie eigentlich das Lied durch jede Komposition erst vollständig werden soll. Hier ist es aber ganz was Eigenes. Der denkende oder gedachte Enthusiasmus wird nun erst in das freie und liebliche Element der Sinnlichkeit aufgehoben oder vielmehr aufgeschmolzen. Man denkt und fühlt und wird mit hingerissen.¹³⁾

¹⁾ G. an Schiller d. 5. 7. 97. — ²⁾ Eckerm. 23. 3. 29. — ³⁾ G. an Schiller d. 22. 8. 97 und d. 14. 10. 97. Goethes Beurteilung des ersten Entwurfes in den Briefen an Schiller vom 22. und 23. 8., 12. und 25. 9. 97. — ⁴⁾ G. an Schiller d. 30. 10. 97. — ⁵⁾ G. an Schiller d. 6. 9. 98. — ⁶⁾ G. an Schiller d. 5. 9. 98. — ⁷⁾ G. an Schiller d. 12. 9. 97. — ⁸⁾ G. an Schiller d. 8. 2. 04. — ⁹⁾ G. an Schiller d. 26. 1. 04. — ¹⁰⁾ Eckerm. 18. 1. 25. — ¹¹⁾ G. an Schiller d. 17. 8. 96. — ¹²⁾ G. an W. v. Humboldt d. 14. 3. 03. — ¹³⁾ G. an Zelter d. 21. 12. 09.

Das mir übersandte Manuskript der „Ästhetischen Briefe“ las ich sogleich mit großem Vergnügen, ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?¹⁾ Hatte ich das erste Mal seine „Briefe über ästhetische Erziehung“ bloß als betrachtender Mensch gelesen und dabei viel, ich darf fast sagen völlige Übereinstimmung mit meiner Denkweise gefunden, so las ich sie das zweite Mal im praktischen Sinne und beobachtete genau: ob ich etwas fände, das mich als handelnden Menschen von seinem Wege ableiten könnte, aber auch da fand ich mich nur gestärkt und gefördert und wir wollten uns also mit freiem Zutrauen dieser Harmonie erfreuen.²⁾

Eine vielsagende Abhandlung Schillers ist die über die naiven und sentimentalischen Dichter.³⁾

Er machte auch große Fortschritte in seinen kritischen Arbeiten, er hatte sehr glückliche Ideen, die, wenn sie nur einmal gesagt sind, nach und nach Eingang finden, so sehr man ihnen auch anfangs widersteht. Man wird ihm, fürcht' ich, erst lebhaft widersprechen und ihn in einigen Jahren ausschreiben, ohne ihn zu zitieren.⁴⁾ Er hat sich in dem ästhetischen Fach zu einer großen Konsequenz durchgedacht.⁵⁾

In der Literaturzeitung steht eine Rezension meines „Egmont“ von ihm, welche den sittlichen Teil des Stückes gar gut zergliedert. Was den poetischen Teil betrifft, möchte Rezensent ändern noch etwas zurückgelassen haben.⁶⁾

Meine Korrespondenz mit Schiller von 1794 bis 1805 wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird.⁷⁾ Tritt sie hervor, so wird sie dem Einsichtigen den Begriff von einem Zustande geben und von Verhältnissen, die so leicht nicht wiederkommen:⁸⁾ zwei Freunde der Art, daß sie sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektieren. Mir ist dabei wunderbar zu Mute, denn ich erfahre, was ich einmal war. Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Übertätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern, sodaß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Wertes herauskommt. Höchst erbaulich wird es sein, denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben.⁹⁾

Dabei tritt der wichtige Umstand ein, daß die Schillersche Familie mir meine Briefe an diesen hohen Freund bis auf das letzte Billettchen übergeben hat, die ich nun mit seinen, gleichfalls heilig aufgehobenen Briefen und Blättern ineinander arbeite und dem gewiß allgemeinen Wunsch, von einem solchen Verhalten Kenntnis zu nehmen, entgegenarbeite. Alle Freunde, die Schillers Briefe von 1802 gesehen, haben sogleich gewünscht, meine Erwiderungen dagegen zu lesen. Diese sind freilich zur Aufklärung und Belebung höchst notwendig, aber im innern und selbständigen Wert kommen sie den Schillerschen nicht bei, er war geneigter zum Reflektieren über Personen und Schriften als ich und seine höchst freien brieflichen Äußerungen sind als unbedingter augenblicklicher Genuß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich leider auch durch Leiden und Quengeleien des Tags dem Beschauer oft verkümmert wird, doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten buntgrauen Erdenlebens. Die Korrespondenz geht ununterbrochen von 1794 bis 1805. Die ersten Jahre höchst reich und prägnant, weil wir uns erst begreifen mußten und, an verschiedenen Orten lebend,

¹⁾ G. an Schiller d. 26. 10. 94. — ²⁾ G. an Schiller d. 28. 10. 94. — ³⁾ G. an J. H. Meyer d. 22. 1. 96. —

⁴⁾ G. an C. W. v. Humboldt d. 3. 12. 95. — ⁵⁾ G. an J. H. Meyer d. 8. 2. 96., d. 22. 1. 96. — ⁶⁾ G. an den Herzog Karl August d. 1. 10. 88. — ⁷⁾ G. an Zelter d. 30. 10. 24. — ⁸⁾ G. an Zelter d. 24. 8. 24. — ⁹⁾ G. an Zelter d. 30. 10. 24.

briefliche Unterhaltung ernstlich zu pflegen genötigt wurden. Späterhin hatte sich die Gesinnung schon ausgeglichen, wir wohnten an einem Orte und so ist wenig Schriftliches übrig geblieben.¹⁾

In bezug auf die von Sr. Königlichen Majestät Ludwig I. von Bayern zu meinem unvergeßlichen Freunde gnädigst gefaßte Neigung mußte mir gar oft bei abschließlicher Durchsicht des mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechsels die Überzeugung begehen: wie sehr demselben das Glück, Sr. Majestät anzugehören, wäre zu wünschen gewesen. Jetzt, da ich nach beendigter Arbeit von ihm abermals zu scheiden genötigt bin, beschäftigen mich ganz eigene, jedoch dieser Lage nicht ungemäße Gedanken. In Zeiten, wenn uns eine wichtige, auf unser Leben einflußreiche Person verläßt, pflegen wir auf unser eigenes Selbst zurückzukehren, gewohnt, nur dasjenige schmerzlich zu empfinden, was wir persönlich für die Folge zu entbehren haben. In meiner Lage war dies von der größten Bedeutung: denn mir fehlte nunmehr eine innig vertraute Teilnahme, ich vermißte eine geistreiche Anregung und was nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte. Dies empfand ich damals aufs schmerzlichste, aber der Gedanke, wie viel auch er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Sr. Majestät höchster Gunst und Gnade, Teilnahme und Mitteilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmut über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte. Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Sr. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre, umso erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen vermög-samen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heil-sameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude und der Welt zu dauernder Erbauung. Wäre nun das Leben des Dichters auf diese Weise Sr. Majestät gewidmet gewesen, so durften wohl auch diese Briefe, die einen wichtigen Teil des strebsamsten Daseins darstellen, Allerhöchst denenselben bescheiden vorgelegt werden. Sie geben ein treues unmittelbares Bild und lassen erfreulich sehen, wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinnten, besonders auch mit mir, er unablässig gestrebt und gewirkt und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen. Möchten also diese sorgfältig erhaltenen Erinnerungen zur rechten Stelle gebracht sein, in der Überzeugung, Se. Majestät werden gegen den Überbliebenen sowohl aus eigenster höchster Bewegung, als auch um des abgeschiedenen Freundes willen die bisher zugewandte Gnade fernerhin bewahren.²⁾

Genießen wir die Früchte des Segens, die der verewigte Schiller über sein Vaterland gebracht hat.³⁾

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon viele sind's! — von uns sich weggekehrt.
Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.⁴⁾

¹⁾ G. an Schultz d. 3. 7. 24. — ²⁾ G. a. d. König Ludwig I. von Bayern d. 18. 10. 29. — ³⁾ Brief Gs. an Carl v. Schiller v. 6. 3. 27 (Goethejahrbuch I, S. 276). — ⁴⁾ Epilog zu Schs. Glocke.

briefliche Unterhaltung ernstlich zu pflegen schon ausgeglichen, wir wohnten an ei-

In bezug auf die von Sr. Königl. gebliebenen Freunde gnädigst gefaßte Neigung mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechsel Glück, Sr. Majestät anzugehören, wäre von ihm abermals zu scheiden genötigt ungemäße Gedanken. In Zeiten, wo man verläßt, pflegen wir auf unser eigenes zu empfinden, was wir persönlich für von der größten Bedeutung: denn mir eine geistreiche Anregung und was mich damals aufs schmerzlichste, aber ich drang sich mir erst lebhaft auf, seit Mitteilung, Auszeichnung und Bereicherung verbreitet sah, mich zu erfreuen hat geführt, daß auf Sr. Majestät aus dem Maße widerfahren wäre, umso erwünschten Jahren hätte genießen können erleichtert, häusliche Sorgen entfernt sameres besseres Klima versetzt worden gesehen, dem höchsten Gönner selbst. Wäre nun das Leben des Dichters wohl auch diese Briefe, die einen von den denselben bescheiden vorgelegt werden erfreulich sehen, wie in Freundschaft besonders auch mit mir, er unablässig Geistigen doch immer sich gleich. Möchten also diese sorgfältig erhaltene Überzeugung, Se. Majestät werden geliebt als auch um des abgeschiedenen Fürstlichen Genießen wir die Früchte gebracht hat.²⁾

So feiert
Nur hallen
So bleibt
Schon v
Wir ha
Die We
Schon
Das Ei
Er glän
Unendl

²⁾ G. an Schultz d. 3. 7. 24.
Carl v. Schiller v. 6. 3. 27 (Goethejahrbuch 1, S. 216).

... sich die Gesinnung
... übrigg geblieben.¹⁾
... zu meinem unver-
... blicher Durchsicht des
... sehr demselben das
... nach beendigter Arbeit
... doch dieser Lage nicht
... einflußreiche Person
... dasjenige schmerzlich
... meiner Lage war dies
... Teilnahme, ich vermißte
... konnte. Dies empfand
... ick und Genuß verloren,
... Gnade, Teilnahme und
... über meine hohen Jahre
... en und der Vorstellung
... dem Freunde in hohem
... ick in frischen vermög-
... sein Dasein durchaus
... auch wohl in ein heil-
... belebt und beschleunigt
... zu dauernder Erbauung.
... met gewesen, so durften
... as darstellen, Allerhöchst
... telbares Bild und lassen
... reinander Wohlgesinnten,
... ch körperlich leidend, im
... e stets erhaben gewesen.
... elle gebracht sein, in der
... enster höchster Bewegung,
... made fernerhin bewahren.²⁾
... iller über sein Vaterland

1. 18. 10. 29. — ²⁾ Brief Gs. an

